

## Frühgeschichte der griechischen Sprache

Von Ernst Risch, Kilchberg/Zürich

Von Homer an, d. h. seit dem 8. oder allerspätestens seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. liegt die griechische Sprache in reicher literarischer Bezeugung vor uns, und da sie bis heute lebendig geblieben ist, kann auch ihre Geschichte mehr oder weniger genau durch die 27 Jahrhunderte hindurch verfolgt werden. Um auch die Vorgeschichte zu erhellen, bietet das Griechische selbst – wie jede andere Sprache – einerseits die Möglichkeit der innersprachlichen Vergleichung; z. B. wird man aus der Beobachtung, daß die Neutra der 3. Deklination im Nom. und Akk. Sg. den reinen Stamm haben, schließen, daß bei einem Beispiel wie μέλι der Nom./Akk. ursprünglich \*melit lautete und daß das auslautende -t nachträglich abgefallen ist. Ein zweiter Weg ergibt sich beim Vorhandensein dialektischer Unterschiede. So zeigt z. B. lesb.-thess. ἐμμί neben ion.-att., zum Teil auch dor. εἰμί und süddor. u. a. ἦμι, daß wir hier eine kompliziertere Lautform als ursprünglich ansetzen müssen.

Doch denkt man meistens, wenn man von der Vorgeschichte der griechischen Sprache spricht, in erster Linie an diejenigen Möglichkeiten, welche die Vergleichung mit den andern indogermanischen Sprachen bietet. Wir kennen also einerseits das Griechische in seiner frühesten Bezeugung und andererseits die mit mehr oder weniger großer Sicherheit rekonstruierte indogermanische Grundsprache, und es gilt daher, die Unterschiede zwischen den beiden Sprachen festzustellen, ihre regelmäßigen Entsprechungen aufzudecken und damit den Weg wieder zu finden, den die griechische Sprache bis zum Beginn der Überlieferung zurückgelegt hat. Dabei sind die lautgesetzlichen Entsprechungen und die morphologischen Veränderungen als solche von der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft schon längst im Ganzen richtig festgestellt<sup>1</sup>. Viel zu selten wird dabei die Frage gestellt, wann und damit auch wo wir uns denn diese entscheidenden Umgestaltungen denken müssen, durch welche der Charakter der griechischen Sprache entscheidend geprägt worden ist<sup>2</sup>. Bei dieser Problemstellung wird uns aber neben den bisherigen Mitteln des kombinatorischen Schließens die Entzifferung der

<sup>1</sup> Wie die vom Griechischen her gewonnenen Erkenntnisse durch den Vergleich mit andern Sprachen bestätigt oder erweitert werden, mögen folgende Beispiele beleuchten: die vom Griech. postulierte Form melit «Honig» ist im Heth. tatsächlich bezeugt (geschr. milit), und gegenüber dem griech. εἶμι ἦμι ἐμμί zeigt das Altlit. noch esmi und das Sanskr. asmi «ich bin».

<sup>2</sup> Über die relative, eventuell auch absolute Datierung der einzelnen Lautveränderungen s. M. Lejeune, *Traité de phonétique grecque*<sup>2</sup> (1955) 16ff., vgl. auch Verf., *Mus. Helv.* 12 (1955) 64ff.



mykenischen Schrift durch M. Ventris besonders wertvoll<sup>3</sup>. Wir fragen uns also, wie weit das Griechische in der zweiten Hälfte des 2. vorchristlichen Jahrtausends die später charakteristischen Merkmale bereits kannte und wie weit damals erst die Vorstufe dazu erreicht war.

Bei dem uns zur Verfügung stehenden Raum müssen wir unsere Aufgabe allerdings einschränken. Von vorn herein lassen wir jetzt die Frage beiseite, was wir über die damalige dialektische Gliederung des Griechischen sagen können<sup>4</sup>. Ebenso wollen wir aber auch den Wortschatz, der in einer Sprache normalerweise die größten Veränderungen zeigt, von unseren weiteren Betrachtungen ausschließen<sup>5</sup>. Da außerdem unsere Kenntnis der eigentlichen Syntax noch sehr gering ist, beschränken wir unsere Betrachtungen im folgenden auf den Lautstand, die Nominalflexion und das Verbum.

In lautlicher Hinsicht unterscheidet sich das Griechische des 1. vorchristlichen Jahrtausends vor allem dadurch vom Indogermanischen (und den andern indogermanischen Sprachen), daß 1. an Stelle der stimmhaften Aspiraten (*bh*, *dh*, *gh*, *gʰh*) stimmlose getreten sind (*ph*, *th*, *kh*), daß 2. die Labiovelare (*kʷ*, *gʷ*, *gʷh*) aufgegeben worden sind, und daß 3. die Laute *s* und *y* (= konsonantisches *i*) in verschiedener Stellung zu *h* reduziert worden oder ganz geschwunden sind. Während aber *s* in anderer Stellung erhalten geblieben ist, ist *y* als selbständiger Laut überhaupt beseitigt. In historischer Zeit kommt eine weitgehend parallele Beseitigung des *w* (= konsonantisches *u*) dazu. Dagegen haben sich die Vokale, soweit sie nicht durch den Schwund von *s* oder *y*, später von *w* in Mitleidenschaft gezogen worden sind, erstaunlich gut erhalten<sup>6</sup>; der ionisch-attische Wandel von *ā* > *η* und die weitgehende Umgestaltung des Vokalismus in der nachklassischen Zeit stehen natürlich außerhalb unserer Betrachtungen.

<sup>3</sup> Bekannt gegeben wurde die Entzifferung von M. Ventris und J. Chadwick in: *Evidence for Greek dialect in the Mycenaean Archives*, JHS 73 (1953) 84ff. Die umfassendste Darstellung bieten sie in *Documents in Mycenaean Greek* (Cambridge 1956). Die Entzifferungsgeschichte ist dargestellt von J. Chadwick, *The decipherment of Linear B* (Cambridge 1958). Die neuesten Textpublikationen sind für Knossos (KN): *The Knossos Tablets* von E. L. Bennett, J. Chadwick und M. Ventris, Bull. Inst. Class. Stud. London<sup>2</sup> (1956), dazu Ergänzungen von J. Chadwick, *New fragments of Linear B Tablets from Knossos*, Ann. Brit. School of Arch. Athens 52 (1959) 147ff. Für Pylos (PY): E. L. Bennett, *The Pylos Tablets, Texts of the inscriptions found 1939–1954* (Princeton 1955), dazu ders., *The olive oil tablets of Pylos, Texts of inscriptions found 1955*, Suppl. Minos 2 (1958); C. Blegen und M. Lang, *The palace of Nestor excavations of 1957*, AJA 62 (1958) 175ff.; dies., *The palace of Nestor excavations of 1958*, ebda. 63 (1959) 121ff. Für Mykene (MY): E. L. Bennett, *The Mycenaean Tablets II*, Trans. Amer. Philos. Soc. (Philadelphia 1958), dazu S. Marinatos in *Πρακτικά της Ἀκαδημίας Ἀθηνῶν* 33 (1958) 161ff.

<sup>4</sup> Darüber Verf., Mus. Helv. 12 (1955) 61ff.

<sup>5</sup> Immerhin ist schon immer wieder darauf hingewiesen worden, daß typisch griechische Wörter, wie *θεός*, *ἄνθρωπος*, *ιερός* usw., ferner *ἔχω* im Sinn von 'haben' bereits vorhanden sind. Doch dürfen wir andererseits nicht vergessen, daß uns manche Texte gerade deshalb unverständlich sind, weil sich der Wortschatz in den rund 500 Jahren, welche die mykenische Welt von Homer trennen, merklich verändert hat. Auffallend modern mutet übrigens die Wortbildung mit den zahlreichen Nomina auf *-εύς*, den Maskulina auf *-ta* usw. an.

<sup>6</sup> Die vokalischen *τ*, *ι*, *μ*, *ν*, die in den einzelnen griechischen Dialekten teilweise verschieden behandelt werden (z. B. *τ* teils > *qa*, *aq*, teils > *qo*, *oq*), lassen wir jetzt beiseite.



Daß von diesen drei hauptsächlich Lautveränderungen der Wandel von *bh*, *dh*, *gh* zu *ph*, *th*, *kh* (*φ*, *θ*, *χ*) zeitlich etwa an den Anfang der griechischen Lautgeschichte zu setzen ist, war von der relativen Chronologie schon früher gefordert worden, da verschiedene andere Lautveränderungen erst nachher erfolgt sein können<sup>7</sup>. Dagegen durfte man die an zweiter Stelle genannte Beseitigung der Labiovelare, bei der die einzelnen Dialekte zum Teil eigene Wege gehen, eher spät ansetzen<sup>8</sup>. Der Schwund von *s* und *y* müßte im ganzen in die Zeit zwischen diesen beiden Lautwandeln fallen<sup>9</sup>.

Es bedeutet eine schöne Bestätigung, wenn das Mykenische tatsächlich *e-re-u-te-ro* *ἐλευθερός* (idg. \**leudheros*) mit *te* und nicht mit *de* schreibt<sup>10</sup>. Andererseits ist allgemein bekannt, daß hier die Labiovelare noch erhalten sind oder, vorsichtiger ausgedrückt, als selbständige Reihe sowohl von den Dentalen als auch von den Labialen als endlich auch von der jungen Verbindung Guttural + *w* scharf unterschieden sind, also z. B. *qe* unterschieden von *pe*, *te*, *ke* und *kwe* (geschrieben *ke-we* oder *ku-we*, eventuell Zeichen \*87 = *kwe*). Wie man sich die Aussprache dieser Labiovelare konkret denken muß, ist eine Frage der Phonetik, die uns hier nicht zu beschäftigen braucht<sup>11</sup>.

Während über die Behandlung der Aspirata und der Labiovelare einigermaßen Klarheit herrscht, sind die Schicksale des *s* und *y* im Mykenischen nicht so leicht zu überblicken. Auf den ersten Blick scheint hier freilich der allgemeingriechische Zustand bereits erreicht: das *s* ist im Anlaut vor Vokalen und im Inlaut zwischen Vokalen bereits zu *h* geworden oder geschwunden (z. B. *e-ke-e* *ἐχέειν* < \**seghe-sen*, = *ἐχέειν*, Gen. Sg. -*eo*, Nom.-Akk. Pl. ntr. -*ea* oder -*ea<sub>2</sub>* [= -*cha* ?] bei *es*-Stämmen, wie *A-pi-me-de-o* *Ἀμφιμήδεος*, *pa-we-a* oder *pa-we-a<sub>2</sub>* Pl. zu *φάρος* «Tuch» usw.), ebenso wird es in *me-no* «des Monats» = att. usw. *μήνός*, äol. *μῆννος* < \**mēns-os* (= lat. *mēns-is*) und \**o-mo* 'Schulter' (in *e-po-mi-jo* KN S 8100, 1) = att. usw. *ὤμος* äol. *ὄμμος* (ai. *amsa-*) nicht geschrieben, und vor allem fällt die zwiefache Behandlung des anlautenden *y* auf, indem wir einerseits *ze-u-ke-u-si* zu *ζεῦγος* (\**yegug-*), *ze-so-me-no* *ζεσόμενος* usw. mit *z-*, andererseits aber beim Relativpronomen *o-* oder *jo-* (gr. *ὅς*, idg. \**yo-*) lesen.

Gerade hier empfinden wir aber die Ungenauigkeit der mykenischen Schrift

<sup>7</sup> Gr. *χ* (idg. \**gh*) wird vor *y* gleich wie *x*, nicht wie *γ* behandelt, ebenso *θ* (idg. \**dh*) wie *τ*, nicht wie *δ*: E. Schwyzer, *Gr. Gr.* I 319ff.; M. Lejeune, *Traité de phonétique grecque*<sup>2</sup> 68ff., vgl. auch E. Schwyzer, *Gr. Gr.* I 296f.

<sup>8</sup> Vgl. M. Lejeune, *Traité de phonétique grecque*<sup>2</sup> 23ff., bes. 44.

<sup>9</sup> Vgl. M. Lejeune, ebda. 77ff. 140ff.

<sup>10</sup> Bei der bekannten Unzulänglichkeit der mykenischen Schrift ist bei den andern drei Verschluslautreihen eine Unterscheidung zwischen stimmhaft und stimmlos nicht möglich: z. B. kann *ke* *xe*, *ye* und *xe* gelesen werden. In der kyprischen Silbenschrift wird auch *d* nicht unterschieden.

<sup>11</sup> Gegenüber dem ersten Eindruck kann wohl festgestellt werden, daß die Labiovelare nicht nur vor *e*, *i* und *o*, sondern auch vor *a* (*pa<sub>2</sub>* ist höchst wahrscheinlich *qa* zu lesen) und vor Konsonanten von den übrigen Verschluslauten verschieden waren: wo ein Wechsel zwischen Labiovelar und Labial beobachtet werden kann, handelt es sich um Assimilations- oder Dissimilationserscheinungen, s. J. Chadwick, *Athenaeum* 46 (1958) 302ff., dazu C. Gallavotti, ebda. 312. Vgl. zuletzt über die Labiovelare M. Lejeune, *Mémoires de phil. myc.* 1, 285ff.



besonders schmerzlich, vor allem weil das *s* im Wortauslaut und sonst vor Verschußlaut in der Regel nicht geschrieben wird und wir daher nicht wissen, ob etwa das auslautende *s* je nach Satzsandhi (oder immer?) nur schwach gesprochen wurde, eventuell sogar verstummt war<sup>12</sup>. Aber auch wenn wir, was wohl richtig sein dürfte, annehmen, daß es auch dort, wo es nicht geschrieben wurde, doch gesprochen wurde, müssen wir feststellen, daß sich die Behandlung des *s* nicht in allen Punkten mit der des spätern Griechisch deckt. Denn das Wort *ai-ka-sa-ma* (PY Jn 829, 3), dessen Deutung als *aiksmā* = *αἰχμή* kaum bezweifelt werden darf, beweist, daß hier das *s* zwischen Verschußlaut und *m* noch nicht geschwunden bzw. zu *h* geworden war.

Noch eigenartiger ist die Feststellung, die wir beim *y* machen können: das Relativpronomen (oder -adverb), das gerne zur Einleitung von Listen verwendet wird, wird nämlich teils *jo-*, teils *o-* geschrieben<sup>13</sup>. Ebenso ist dort, wo wir im Indogermanischen intervokalisches *y* haben, wie z. B. bei den Stoffadjektiva (idg. *-eyos*) teils *-ejo-*, *-eja*, teils (seltener) *-eo-*, *-ea* geschrieben<sup>14</sup>, ebenso steht *ejo* bei einem Verbum auf *-έω* (idg. *\*-eyō*): *to-ro-qe-jo-me-no* = *τροπέμενος* (PY Eq 213, 1). Andererseits wird, soviel ich sehe, dort, wo intervokalisches *s* geschwunden ist, nie *y* geschrieben, z. B. *e-o*, *a-pe-o* *έών*, *άπεών*, *de-me-o-te* *δεμέοντες* (PY An 35, 1) usw.<sup>15</sup>. Das *y* war also in diesen beiden Stellungen, wenn auch nur noch teilweise, erhalten und war vor allem noch nicht mit dem Produkt aus *s* zusammengefallen, wie das im spätern Griechisch der Fall ist.

Aber auch bei der Verbindung von Konsonant + *y* läßt das Mykenische noch einen ältern Zustand erkennen, als er im 1. Jahrtausend erreicht war. Als erster hat nämlich L. Palmer darauf hingewiesen, daß verschiedene bisher als Dubletten aufgefaßte Zeichen in Wirklichkeit palatalisierte Konsonanten darstellen könnten<sup>16</sup>. Heute ist wohl allgemein anerkannt, daß z. B. *ra*<sub>2</sub>, das mit *ri-ja* wechselt (z. B. *a-ke-ti-ri-ja* – *a-ke-ti-ra*<sub>2</sub> Nomen agentis auf *-τρια* bzw. *-τρυα*), normalerweise als *rja* bzw. *lja* zu gelten hat. Eigenartig wird aber der Gebrauch derjenigen Silbenzeichen, die mit *z* transkribiert werden. So wird z. B. *zo* nicht nur in *me-zo*, att. *μείζων* (*ζ* < *gy*), in *to-pe-zo* Dual zu *to-pe-za* *τορπεζα*, att. *τράπεζα* (*ζ* < *dy*) und in *a-re-po-zo-o* (*a-re-pa-zo-o* PY Un 267, 2) «Salbensieder» zu *ἄλειπαρ* und *ζέω* (*ζ* < anl. *y*-), sondern auch in *ka-zo-e* *καχλοες* «schlechtere» (PY Va 1323) geschrieben, *za* nicht nur in *to-pe-za* (s. oben), sondern auch in *ai-za* *αἰγία*, Adj. zu *aīz* (PY Ub 1318, 7) und in *su-za* *συχία*, zu *σύκον*. Vom Indogermanischen aus betrach-

<sup>12</sup> Vgl. die Diskussion darüber V. Georgiev, *Etudes mycéniennes* 1956, 175 ff.; E. Risch, ebda. 252; M. Lejeune, ebda. 259; zuletzt W. Merlingen, *Linear B indices* I 10 ff.

<sup>13</sup> In Pylos *jo-do-so-si* Jn 829, 1, *jo-i-je-si* Cn 3, 1, *jo-a-se-so-si* Cn 608, 1, sonst (etwa 12mal) *o-*, in Knossos *jo-a-mi-ni-so-de di-do-si* Og 0467, 1, *jo-e-ke* Gv 863, 1, *jo-te-re-pa-to* Fp 14, 1, *o-a-po-te de-ka-sa-to* L 641, 1, in Mykene *jo o-po-ro* Ge 602, 1, *jo-po-ro-te* (oder *te-ke*) S. Marinatos, *Παρχαία* 33, 166. Die in *Documents* übliche Übersetzung «thus» scheint mir irreführend, da es sich hier schwerlich um Hauptsätze handelt.

<sup>14</sup> Verf., *Etudes mycéniennes* 1956, 168.

<sup>15</sup> Weitere Beispiele bieten die Inf. auf *-een* und die verschiedenen Kasus der *s*-Stämme (s. oben), ferner etwa *e-e-si* > *\*esenti* «sie sind» (s. S. 226), wohl auch *te-o* *θεός* u. a.

<sup>16</sup> Bull. Inst. Class. Stud. London 2 (1955) 36 ff. (bes. 42 f.).



tet, wird also zwischen *ki*, *gi*, *gy*, *dy* und anl. *y*-, vom spätern Griechisch aus zwischen *κi*, *γi* und *ζ* nicht unterschieden, was wohl nur dann verständlich ist, wenn dieser Schreibweise eine Aussprache zugrunde liegt, die zwar nicht mehr die grundsprachliche, aber noch nicht die eigentlich griechische war. Wie J. Chadwick gezeigt hat<sup>17</sup>, ist aber die einfachste Erklärung, daß sich die Aussprache selbst von der Übernahme der Schrift bis zur Zeit, aus der die erhaltenen Tafeln stammen, in dieser Hinsicht gewandelt hat: ein Zeichen, das zunächst *kia*, *gia*, *kya*, *gya* bezeichnete, wurde später, als *gy* zu *d'* oder *dž'* geworden und mit dem Ergebnis aus *dy* zusammengefallen oder wenigstens ihm ähnlich geworden war, in historischer Orthographie sowohl für *kia*, *gia* als auch für *d'a*, *dž'a* verwendet. Auch das Vorhandensein eines besonderen Zeichens *pte* erklärt sich am ungezwungensten mit der Annahme, daß es ursprünglich *pye* bezeichnete, woraus dann lautgesetzlich *pt'e* > *pte* wurde<sup>18</sup>.

Wir können also sagen, daß anscheinend in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends das *y* noch einigermaßen erhalten war. Dann aber setzte die Entwicklung ein, welche – zum Teil über palatalisierte Konsonanten – zur völligen Beseitigung eines selbständigen *y* führte. Voraussichtlich werden sich verschiedene Einzelheiten noch schärfer fassen lassen. Vorläufig darf man festhalten, daß das Mykenische der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends diesem Endzustand zwar teilweise schon nahe kommt, ihn aber offenbar noch nicht erreicht hat. Während also der Wandel der stimmhaften Aspiraten zu stimmlosen (*bh* < *ph* usw.) vormykenisch und die Beseitigung der Labiovelare nachmykenisch ist, scheinen sich die großen lautlichen Veränderungen, welche *s* und ganz besonders *y* betreffen, vor allem in mykenischer Zeit selbst oder wenigstens im 2. Jahrtausend abgespielt zu haben<sup>19</sup>.

Auf dem Gebiet der Morphologie zeigt das Griechische gegenüber der Grundsprache vor allem beim Nomen wesentliche Neuerungen. Denn während die indogermanische Deklination mit ihren Inkonsequenzen, wie z. B. dem weitgehenden Zusammenfall von Abl. und Gen. im Sg., dem vollständigen Zusammenfall von Abl. und Dat. im Du. und Pl., der mangelhaften Kasusdifferenzierung im Dual usw. den Eindruck eines zufälligen Zusammenwachsens heterogener Elemente macht, bietet das Griechische seit dem 1. Jahrhundert ein sehr einfaches und klares Deklinationsschema, bei dem zwar die Zahl der Kasus bedeutend reduziert, aber

<sup>17</sup> *Atti del 2° colloquio internazionale di studi minoico-micenei*, Athenaeum 46 (1958) 301 ff., vgl. auch H. Mühlestein, Mus. Helv. 12 (1955) 119 ff.

<sup>18</sup> I. c. 302; geschrieben wird das Zeichen *pte* vor allem in *ra-pte-re* *ῥαπτῆρες* mit altem *t* und in *pte-re-wa* *πετῆα* mit etymologisch unklarem *pt*-. Wenn *a-ke-ra<sub>2</sub>-te* PY Vn 493, 1 wirklich Part. des Aor. ist (*ἀγελῶντες* oder *ἀγγελῶντες*), dann liegt hier ein ähnlicher Fall vor, da *ra<sub>2</sub>* in diesem Wort nicht mehr *ria*, *rja*, sondern *rha* (oder ähnliches) bedeutet.

<sup>19</sup> Theoretisch ist auch die Annahme möglich, daß diese Lautveränderungen schon in der vorgriechisch-minoischen Sprache erfolgt seien und daß die Griechen deren bereits historisch gewordene Orthographie übernommen haben. Da es sich aber um zum Teil recht eigenartigen Lautwandel handelt (z. B. *py* > *pt*), wäre die Annahme einer unabhängigen Entwicklung in beiden Sprachen unwahrscheinlich. Man müßte eher annehmen, daß die Griechen bereits unter der Substratwirkung des Minoischen, aber noch vor der Übernahme der Schrift diesen Lautwandel vollzogen hätten (also Anfang des 2. Jahrtausends).



doch – wenn wir vom Vok. absehen – in Singular und Plural gleich groß ist. Da sie bei allen Deklinationsklassen ungefähr gleich deutlich unterschieden werden, zeigt also das griechische Nomen ein im ganzen sehr ausgewogenes System. Wenn auch im Spätgriechischen der Dativ aufgegeben wurde, so kann man doch sagen, daß diese klare Ordnung sich im Prinzip bis heute einigermaßen erhalten hat<sup>20</sup>.

Betrachtet man nun die Deklination des Mykenischen, so finden wir gegenüber dem uns bekannten Griechisch wesentliche Abweichungen. Schon sehr früh fiel der Kasus auf *-pi-ϕι* auf<sup>21</sup>. Im Gegensatz zum übrigen Griechisch, das dieses Suffix nur aus dem mehr oder weniger formelhaften Gebrauch der epischen Kunstsprache und aus vereinzelt erstarrten Resten in den Dialekten kennt, ist es hier noch durchaus lebendig. Und zwar wird dieses *-pi*, soweit wir überhaupt feststellen können, im Plural der 1. und 3. Deklination verwendet<sup>22</sup>, während die 2. Deklination statt dessen die Endung *-o* (= *οις*?) verwendet, z. B. *e-re-pa-te-jo po-pi ἐλεφαντεγοις ποδφι* PY Ta 642, 3, *e-re-pa-te-jo e-ka-ma-pi ἐλεφαντεγοις ἔχμαφι* Ta 713, 3 usw.<sup>23</sup>. Dieser Tatbestand paßt ausgezeichnet zum arischen und baltisch-slavisches Instrumental, der bei den *o*-Stämmen *\*-ōis* und bei den übrigen Nomina *\*-bhis* (bzw. *\*-mis*) lautet. Syntaktisch entspricht er jedoch merkwürdigerweise nicht nur dem Instrumental, sondern auch – jedenfalls bei Ortsnamen – dem Ablativ, was am ehesten an italische Verhältnisse erinnert, im frühen Griechisch aber beim Sg. der *o*-Stämme ohnehin anzunehmen ist<sup>24</sup>. Jedenfalls ist er deutlich vom Dat.-Lok. Pl. auf *-a-i*, *-o-i*, *-si* unterschieden. Es ist an und für sich wahrscheinlich, daß dann auch im Sg. mindestens ebenso viele Kasus unterschieden wurden. Doch gestattet es die mykenische Schrift leider nicht, festzustellen, wie weit damals im Sg. der Instr. formal gegenüber dem Dat. oder Lok. gekennzeichnet war<sup>25</sup>. Einzig bei den Ortsnamen auf *-es-* lassen sich Lokative (Dative) vom Typus *e-re-i* *Ἐρεῖ* vom Ablativ (d. h. Instr.) *e-re-e* unterscheiden<sup>26</sup>.

Jedenfalls ist so viel klar, daß das Kasussystem des Mykenischen wesentlich von dem des spätern Griechisch abweicht. Aber auch in formaler Hinsicht ist der Dativ-Lokativ zum Teil anders gebildet, als wir es erwarten. Das gilt erstens für den

<sup>20</sup> Vgl. H. Seiler, *Zur Systematik und Entwicklungsgeschichte der griech. Nominaldeklinations*, Glotta 37 (1958) 41 ff.

<sup>21</sup> Weiteres Material brachten die Funde in Pylos von 1952 (Ta-Tafeln). Die Formen werden ausführlich besprochen von M. Lejeune, Bull. Soc. Ling. 52 (1956, ersch. 1957) 187 ff. (= Mémoires de philologie mycénienne 1, 157 ff.). Die entscheidenden Beobachtungen bei M. Ventris, Eranos 53 (1956) 112 f. Vgl. auch P. Chantraine, Athenaeum 46 (1958) 315 f.

<sup>22</sup> Außer *Ῥίφι* im PN *wi-pi-no-o* KN V 958, 3 und dem Kurznamen *wi-pi-o* X 5103.

<sup>23</sup> Jedoch in KN: *e-re-pa-te-jo-pi o-mo-pi* Se 1006, 1. 2 (zweites Wort unklar, s. J. Chadwick, Parola del Passato 13 [1958] 292).

<sup>24</sup> Abl. *-ω* < *\*-ōd* in delph. *Φοικω*, Instr. *-ω* (durch Akz. unterschieden?) in *πονω-πόνηρος* u. a., s. E. Schwyzler, Gr. Gr. I 548 ff. Über die abl. Verwendung der Instr. bei ON s. J. Chadwick, Parola del Passato 13 (1958) 292 f. (mit Lit.).

<sup>25</sup> z. B. wurde *-ωι*, *-οι* und *-ω* nur *-ο* geschrieben, *-āi*, *-ai* und *-ā* nur *-a*.

<sup>26</sup> Im Ganzen sind die ON auf *-e-i* parallel mit den Plur. auf *-a-i* und *-si* gebraucht, während *-e-e* parallel mit *-a-pi*, *-pi* steht, z. B. PY Cn 608; 9 *e-ra-te-i* – v. 6 *pa-ki-ja-si*; An 661, 10 *ti-mi-to a-ke-i* – 656, 13 *po-ra-i*, v. 15 *u-wa-si*, 657, 10 *ai-ta-re-u-si*, aber Ma 123 *ti-mi-to a-ke-e* – 221 *pa-ki-ja-pi*; Na 361 *ti-mi-to-a-ke-e* – 262 *po-to-ro-wa-pi*, 296 *ku-te-re-u-pi*.



Sg. der 3. Deklination mit regelmäßigem *-e*, wahrscheinlich = *-ei*, also ursprünglichem Dativ, und zwar auch im Sinne eines Lokativs, während in allen spätern griechischen Dialekten umgekehrt der alte Lokativ auf *-i* auch als Dativ (und Instrumental) gebraucht wird<sup>27</sup>. Diese Endung *-i* ist zwar auch dem Mykenischen nicht ganz fremd, aber sie ist nur bei *-es*-Stämmen regelmäßig, z. B. *e-u-me-de-i* 'Εὐμήδει PY Fr 1184, 2 (echter Dat.), *we-te-i-we-te-i Féteï Féteï* PY Es 644 (Lok.)<sup>28</sup>, ferner finden wir sie in Pylos auf einigen Tafeln, die sich durch Handschrift und einige weitere sprachliche Eigentümlichkeiten von den andern abheben<sup>29</sup>. Häufiger ist sie in Mykene.

Noch größer sind die Abweichungen im Plural, wo *-ā-i* (*-āhi?*) und *-o-i* (*-oihi?*) der 1. und 2. Deklination zwar dem lautgesetzlich Erwarteten (aus *\*-āsi*, *\*-oisi*) entsprechen, von den Formen aller spätern Dialekte aber abweichen: altatt., altargiv., zum Teil auch sonst älteres Dor. *-āsi* (*-ησι*), *-oisi*, ion. *-ησι*, *-οισι*, äol., pamphyl. *-αισι*, *-οισι*, sonst *-αις*, *-οις*. So ist die Annahme kaum zu umgehen, daß auf dem Gebiet der ursprünglichen Kasus Dativ, Lokativ, Instrumental und Ablativ in der Zeitspanne zwischen dem Mykenischen und dem spätern Griechisch wesentliche Umgestaltungen erfolgt sind.

Demgegenüber tritt anderes in den Hintergrund. Doch verdient hervorgehoben zu werden, daß der Lativ auf *-δε* damals ganz gebräuchlich war, z. B. *pe-re-u-ro-na-de Πλευρονάδε* PY Anl. 1, daß bei den Feminina der 1. Deklination der Dual auf *-o* ausging, z. B. *to-pe-zo ... 2 τοπέζω ... δύο* PY Ta 715, 3, wovon später nur wenige Spuren geblieben sind<sup>30</sup>, und vor allem, daß die bereits auffallend zahlreichen Maskulina der 1. Deklination im Gen. Sg. schon *-a-o* *-āo* (wie Homer) hatten, was ohne Zweifel eine Neuerung darstellt.

Man ist sich einig, daß das Vorbild dazu der Gen. Sg. der *o*-Stämme war. Dieser lautete im Mykenischen *-o-jo*, wie bei Homer und im ältern Thessalisch *-oio* (später thess. *-oi*) aus *\*-osyo* (= ai. *-asya*, falisk. *-osio*); die andern Dialekte führen mit (unechtem) *-ov* bzw. *-ω* alle auf *-oo* zurück, das bei Homer wenigstens durch evidente Konjekturen gewonnen werden kann und im übrigen ebenfalls auf *-oio* < *\*-osyo* zurückgehen dürfte<sup>31</sup>. Nun ist aber klar, daß *-āo* zwar analog zu *-oo*, nicht aber zu *-oio* gebildet worden sein kann, das für's Mykenische allein bezeugt ist.

<sup>27</sup> Reste des alten Dativs auf *-ei* vor allem in Namen wie *ΔιFelφιλος*, s. E. Schwyzer, *Gr. Gr.* I 548, über eventuell indirekte Reste im Dialekt von Tegea s. Verf., *Etudes mycéniennes* 1956, 172.

<sup>28</sup> Über Abl.-Instr. vom Typus *e-re-e* s. oben und Anm. 26.

<sup>29</sup> Die Zuweisung an die verschiedenen »Hände« bei E. L. Bennett, *Athenaeum* 46 (1958) 328 ff. Danach gehört Un 718 mit *po-se-da-o-ni* (sonst *po-se-da-o-ne*) *Ποσειδάωνι* der gleichen Hand wie Er 312 und 880 (mit *pe-ma* statt sonstigem *pe-mo*). Für sich steht On 300 (Klasse II/III) mit dem Dat. *ko-re-te-ri* und dem ON *te-mi-ti-ja* (sonst *ti-mi-ti-ja*).

<sup>30</sup> Vgl. Verf., *Etudes mycéniennes* 1956, 255. – Doch lautet aus verständlichen Gründen der Dual zu *κόρφα* »Mädchen« nicht *κόρρω*: KN Ai 754 *ko-wa* 2 *ko-wo* 2. Unsicher ist *-ta-e* als Dual zu Maskulina auf *-ta*: KN As 821, 1 *e-qe-ta-e* ... VIR 2 (in zerstörtem Zusammenhang X 1044 *we-ka-ta-e*, auffällig Sd 0404, 2 fem. *mi-to-we-sa-e*, s. J. Chadwick, *Parola del Passato* 13 [1958] 294).

<sup>31</sup> Die Annahme von S. Luria, *Parola del Passato* 12 (1957) 321 ff., daß das Myk. bereits kontrahierte Gen. *-ō* (= ion.-att. *-ov* usw.) gehabt habe, ist von J. Chadwick, ebda. 13 (1958) 285 ff. widerlegt. Vgl. auch Anm. 34.



Die Annahme, daß dieser Endung ein noch älteres *-oo* vorangegangen sein könnte, dürfte sich kaum empfehlen. Es ist daher eine andere Erklärung zu suchen. Bei den *ā*-Stämmen haben wir bekanntlich neben dem Singular *-āo* den Plural *-āw* (< *\*-āsōm*, ursprünglich pronominal); bei den *o*-Stämmen erwarten wir für die entsprechenden Kasus beim Pronomen *toio* (< *\*tosyo*) und *toion* (< *\*toisōm*, ai. *tesām*). Die große lautliche Ähnlichkeit zwischen Singular und Plural war aber erst möglich, als *-osy-* und *-ois-* vor Vokal lautgesetzlich zusammengefallen waren. Sobald das aber der Fall war, konnte das Paar *toio* / *toion* das Vorbild abgeben zur Bildung eines Gen. Sg. *-āo* zum Gen. Pl. *-āw*. Später aber wurde nach *λόκοιο* / *-ων* einerseits zu *toio* ein neuer Plural *tōw* gebildet, andererseits aber wurde aus *toion* ein neuer Pronominalstamm *toio-* gewonnen<sup>32</sup>. Wie im Mykenischen der Gen. Pl. zum Pronomen *ō* lautete, wissen wir jetzt leider noch nicht und auch nicht, ob bereits ein Pronomen *toios* vorhanden war. Die beiden ersten Schritte, 1. lautliche Ähnlichkeit nach Schwund des *s* und 2. Bildung von *-āo* sind aber als vor-mykenisch zu betrachten.

Auf weitere Besonderheiten der mykenischen Nominalflexion, die wohl alle als Altertümlichkeiten gelten können, will ich nur im Vorbeigehen hinweisen. Dazu gehört die Erhaltung des *m* beim Zahlwort '1' *e-me* (Dat.), ferner der Dativ (?) *epi-ge to-me* PY Ep 617, 8 «und auf diesem, und aus diesem Grund (?)» mit der Parallelstelle *e-pi-ge to-e* Eb 842, 2, vgl. ai. Dat. *tasmai* und in Kreta mit Ersatz von *-ei* durch *-i* *ὅτιμι* (s. Documents 263). Daß die alten Komparative noch als *s*-Stämme flektieren, z. B. *me-zo-e* μέζοε und μέζοες, *me-zo-a<sub>2</sub>* μέζοα usw., verwundert allerdings nicht, da auch noch im Attischen dieser Typus erhalten ist (kontr. μέλλους, μέλλω usw.). Wichtiger ist, daß die aktiven Perfektpartizipien auf *-wōs-/wos-/us-* in den Formen des Maskulinums und des Neutrums ebenso gehen, z. B. *a-ra-ru-wo-a* «gefügte (Ntr. Pl.)», *te-tu-ko-wo-a* «gearbeitete» (zu τέχω)<sup>33</sup>. Ein *s*-Stamm ist auch das alte Wort für «Mond, Monat», bei dem wir im Indogermanischen etwa folgende Ablautstufen annehmen dürfen: *\*mēnōs-*, *mēnos-*, *mēnes-*, *mēns-*. Die letzte Form ist im Griechischen (*\*mēns-* > μῆν-, äol. μῆνν-, s. S. 217) und Lateinischen verallgemeinert. Davon ist im Mykenischen der Gen. Sing. *me-no* (in *di-wi-jo-jo me-no* u. ä.), bei dem die Schwundstufe seit jeher üblich war, mehrfach bezeugt. Wie die andern Kasus damals lauteten, wird daraus noch nicht ersichtlich. Nun kommt aber in den pyliischen Inventaren der kostbaren Möbel (Ta-Serie) mehrmals ein Adjektiv *me-no-e-jo/ja* vor, das Ventris und Chadwick in den Documents S. 341, ohne sich zur morphologischen Seite zu äußern, mit «halbmondförmig (?)» übersetzen. Als Grundwort zu diesem Adjektiv kommt aber – ganz gleich, welches seine Bedeutung ist – eigentlich nur ein *s*-Stamm *meno(s)-* (oder allenfalls *meno(s)o-*) in Frage. Nach allem, was wir sowohl vom Griechischen als auch vom Indogermanischen wissen, paßt er nur zum alten Wort für «Mond», und wir hätten damit wenigstens indirekt noch eine

<sup>32</sup> Vgl. E. Schwyzer, *Gr. Gr.* I 609<sup>5</sup>.

<sup>33</sup> Vgl. Documents 409.



Spur davon erhalten, daß im frühen Griechisch bei diesem Wort noch verschiedene Stammstufen vorhanden waren, etwa Nom. \**mēnōs*, Akk. \**mēno<sup>h</sup>-a*, Gen. \**mēns-os* usw.<sup>34</sup>

Leider wissen wir von den andern ablautenden Paradigmen viel zu wenig, als daß wir etwas darüber aussagen könnten. Denn der Dat. *di-we Διῳ* zu *Ζεύς* und der Akk. Pl. (oder Sg.) *qo-o*, *g<sup>w</sup>ōs* oder *g<sup>w</sup>ōn* = *βῶς* bzw. *βῶν* zu *βοῦς* (s. Documents 207) sind auch später noch vorhanden, so daß sie uns nicht überraschen. Aber gesamthaft lassen sich die verschiedenen Fakta der mykenischen Nominalflexion doch so deuten, daß wir für die damalige Zeit beim Nomen einen vom spätern Griechisch in vielen Punkten abweichenden Zustand annehmen müssen, der dem indogermanischen noch wesentlich näher stand. Das einfache, fürs Griechische charakteristische System der Deklination ist also erst in nachmykenischer Zeit erreicht worden<sup>35</sup>.

Wenn wir uns jetzt dem Verbum zuwenden, so können wir zunächst festhalten, daß dieses bereits im Indogermanischen bedeutend reicher und vor allem auch konsequenter als das Nomen ausgebaut ist. Dieses weitgehend und im ganzen auch klar differenzierte indogermanische Verbum ist nun im Griechischen viel besser als in den meisten andern Schwestersprachen erhalten. Man darf vielleicht sogar sagen, daß die verschiedenen Veränderungen mehr nebensächliche Punkte betreffen oder nur formeller Art sind, daß aber das System als solches dadurch kaum besonders berührt wurde. Ausgebaut wurde offenbar das Futurum, ferner das Perfekt, das im Griechischen nicht nur bei den primären Verben, sondern ebenso auch bei allen sekundären mit dem einfachen Mittel der Reduplikation gebildet wird. Besonders bezeichnend ist aber wohl die Beseitigung derjenigen Formen, die durch Vereinfachung von Konsonantengruppen oder Schwund von Konsonanten morphologisch undurchsichtig geworden wären. Diesem Prinzip fielen die verschiedenen Typen der athematischen Konsonantstämme außerhalb des Perfekts fast vollständig zum Opfer<sup>36</sup>. In diesen Zusammenhang gehört natürlich auch der Umbau des *s*-Aoristes zum *σα*-Aorist, dessen *σ* auch intervokalisches, wo es eigentlich hätte schwinden müssen, steht. Da dadurch ein sehr lebenskräftiger Aorist geschaffen wurde, ist das wohl die folgeschwerste Neuerung des griechischen Verbums. In dieses Streben nach größerer Klarheit gehört wohl auch die Beseitigung komplizierter Ablautsysteme: geblieben sind hier nur einige klare Ablautwechsel, die auch funktionell wichtig sind.

<sup>34</sup> Von hier aus läßt sich auch das eigenartige Nebeneinander von *ka-ra-e-ri-jo me-no* und *ka-ra-e-ri-jo-jo me-no* bei Monatsangaben (s. J. Chadwick, *Parola del Passato* 13 [1958] 290f.) erklären: Während im zweiten Fall der Gen. Sing. sicher ist, könnte in *-i-jo me-no* ein alter Nom. *-ios μήνας* vorliegen. Doch ist auch pluralische Zeitbezeichnung meines Erachtens nicht unmöglich (*-των μηνῶν*); andere Deutung bei J. Chadwick l. c. – Ein Akk. *me-na* scheint in KN Gg 717, 1 vorzuliegen.

<sup>35</sup> Auffällig ist, daß im Myk. bereits Akk. Plur auf *-es* vorzuliegen scheinen: Verf., *Bull. Soc. Ling.* 53 (1957/58) 96ff.

<sup>36</sup> Außer dem Verbum *εἶπ* finden sich nur Reste wie hom. *ἔδμεναι, ἦσαν, ἦ* «er sprach» u. a., s. E. Schwyzler, *Gr. Gr.* I 678f.



Die meisten dieser Umgestaltungen liegen bei Homer schon fertig vor. Wenn wir uns daher fragen, ob wir ihre Entstehung im 2. Jahrtausend vielleicht fassen können, müssen wir zunächst feststellen, daß das Mykenische uns in dieser Hinsicht nicht viel helfen kann. Denn beim Charakter der mykenischen Texte ist die Zahl der bezeugten Verbalformen nur klein. Ganze Kategorien kommen überhaupt nicht vor, und es gibt z. B. keine Belege für 1. oder 2. Person. So sind die Besonderheiten, die wir im folgenden besprechen werden, uns vielleicht rein zufällig bekannt.

Unter den allgemeinen Merkmalen ist wohl in erster Linie die Augmentlosigkeit zu nennen. Denn bei einfachen Verben sind nur augmentlose Formen bezeugt (z. B. *de-ka-sa-to* *δέξατο*, *te-ke* *θήκε* usw.), beim zusammengesetzten ist Augment möglich: *a-pe-do-ke* und *a-pu-do-ke*. Als wirkliche Alttertümlichkeit kann dieser Zustand kaum gelten. Gegenüber der aus dem Rigveda und der griechischen Dichtersprache bekannten Freiheit im Augmentgebrauch ist die fast vollständige Beseitigung des Augmentes entweder eine Neuerung der mykenischen Sprache, die später keinen Fortsetzer fand, oder dann, was mir wahrscheinlicher ist, eine stilistische Eigenart dieser inventarartigen Tafeln. Eine Alttertümlichkeit ist aber doch wohl beim Verbum die Bevorzugung der enklitischen Stellung oder, vorsichtiger ausgedrückt, die Stellung hinter Relativpronomen bzw. -adverb (z. B. *o-wi-de*, *jo-do-so-si* usw.), hinter Adverbien (z. B. *e-pi-de-da-to*, *e-ne-e-si* «sie sind drin» usw.), hinter Pronomina (z. B. *da-mo-de-mi pa-si* PY Ep 704, 5 «die Gemeinde [δᾶμος] sagt aber von ihr [μιν]...») oder hinter Partikeln (z. B. *o-u-di-do-si*, *o-u-ge wo-ze* *οὐτε φόρεται* usw.).

Bei den Endungen fällt auf, daß im Medium *-to* auch als primäre Endung gebraucht wird und hier wahrscheinlich *-toi* gelesen werden muß (z. B. *e-u-ke-to* *ἐύχετο* PY Eb 297, 1; Ep 704, 5), was bisher nur aus dem Arkadischen (und Kyprischen) bekannt war. Dadurch erhält Ruipérez' scharfsinnige, bereits 1952 publizierte Hypothese, daß die Grundform für die griechische und arische Endung nicht *\*-tai*, sondern *\*-toi* anzusetzen ist, eine glänzende Bestätigung (Emérita 20, 8ff.).

Von den bezeugten Präsensformen sind vor allem zwei bemerkenswert, *ki-ti-je-si* *κίτεσι* PY Na 520, 2, also athematische Flexion, von der bei Homer nur noch das Part. (*ἐν*)-*κίτμενος* geblieben ist, und mehrfach bezeugtes *e-e-si* «sie sind», eine Form, welche vermutlich der homerischen Umgestaltung *ἔασιν* zugrunde liegt und es wahrscheinlich macht, daß zum mindesten das ion.-att. *εἰσί*, vielleicht auch das dor. *ἐντί* ebenfalls auf *\*e<sup>h</sup>enti* zurückgehen. Diese Form verhält sich zu heth. *aššanzi* und zu ai. *santi* genau gleich wie *évs* zu heth. *aššuš* und ai. *su*<sup>37</sup>; das *ε* des Griechischen repräsentiert also wie beim Partizip *ἑών*, beim Plur. *εἰμέν*, *ἑστέ* und beim Opt. die Reduktionsstufe. Für die Stammbildung bemerkenswert ist *wo-ze* < *\*worgyei* mit *or* < *r*, da hier die Wurzel *werg-* noch die für die *yō*-Präsentien typische Schwundstufe hat<sup>38</sup>.

<sup>37</sup> Vgl. J. Kuryłowicz, *Proceedings of the Eighth International Congress of Linguists*, Oslo 1957 (ersch. 1958) 229.

<sup>38</sup> Vgl. M. Lejeune, *Rev. Phil.* 29 (1955) 169f. (= *Mémoires de phil. myc.* 1, 42).



Dagegen können wir feststellen, daß von allen sicher gedeuteten Aoristformen keine einzige dem späteren Griechisch fremd ist. Das gilt nicht nur für die Aoriste vom Typus *do-ke* δῶκε, *te-ke* θῆκε, für die thematischen Aoriste (*o-*)*wi-de* *Fíde*, (*jo-*)*o-po-ro* ὄφλον bzw. ὄφλον, sondern auch, was besonders wichtig ist, für *de-ka-sa-to* δέξατο und (*o-*)*da-sa-[to]* δάσσατο mit den als Personennamen verwendeten Partizipien *ka-e-sa-me-no*, *ke-sa-me-no*, *ku-sa-me-ni-jo*. Das heißt, daß wenigstens bei diesen Medialformen aus dem alten *s*-Aorist bereits der *σα*-Aorist geworden war. Wie weit das spätere Paradigma auch schon im Aktiv erreicht war, wissen wir noch nicht. Denn andere Formen sind mehrdeutig: *a-ke-ra<sub>2</sub>-te*, als ἀγγείλαντες oder ἀγείραντες gedeutet (s. Anm. 18), kann noch *-ate<sub>2</sub>* = *-ntes* haben, und bei *a-ke-re-se*, *e-re-u-te-ro-se su-ra-se*, *e-ra-se* (?) wissen wir nicht sicher, ob es sich hier um Aoriste oder Futura handelt<sup>39</sup>. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß damals, wie das Beispiel *ai-ka-sa-ma aĩxμā* zeigt (s. S. 218), \**ēdei<sub>2</sub>μεν* lautlich noch möglich war. Es ist also durchaus denkbar, daß der *s*-Aorist zunächst im Medium zum *σα*-Aorist umgestaltet wurde, wo das Vorbild eines Verbums wie *ἐπρίατο* (= *qi-ri-ja-to* KN) mit wurzelhaftem *a* (< *a*) gewirkt haben wird<sup>40</sup>. Zeugnisse für den Aorist auf *-θη-* fehlen dagegen noch<sup>41</sup>.

Ein ganz ähnliches Bild bietet das Perfekt, bei dem die Reduplikation auch bei den Sekundärstämmen gilt, und zwar nicht nur bei *qe-qi-no-me-no*<sup>42</sup>, sondern auch mit sogenannter attischer Reduplikation bei *a-ra-ro-mo-te-me-na* ἀραρομυμένα (zu ἀρμόζω, s. Verf., *Anthropos* 53 [1958] 160). Ebenso haben wir beim Futurum bereits die beiden später allein üblichen Bildungen bezeugt, nämlich 1. *do-se* δώσει, *do-so-si* δώσουσι usw. (mit lautgesetzlich nicht gerechtfertigtem intervokalischem *σ*) und 2. (Part.) *da-ma-o-te* δαμάοντες KN X 1051, 2 (?), *de-me-o-te* δεμείοντες PY An 35, 1, also den Typus der zu zweisilbigen Wurzeln gebildeten Futura mit geschwundenem *σ*, der auch auf die andern Stämme mit Liquida oder Nasal übertragen worden ist.

Besonders auffallend ist endlich bei der Stammbildung, daß der Typus der Verba auf *-όω*, offensichtlich eine griechische Neubildung, zum mindesten bereits in den außerpräsentischen Tempora vorhanden war: *e-re-u-te-ro-se* (Aor., evtl. Fut.), *qe-qi-no-to*.

Bezeichnend sind schließlich beim Verbum infinitum die typisch griechischen Infinitive *e-ke-e* ἔχειν, *wo-ze-e* φόρξεν (< \**-esen*) und die ebenso typischen medialen Partizipien auf *-μενος* (z. B. *wo-zo-me-no*, *qe-qi-no-me-no* u. a.). Eine Altertümlichkeit, die aber die Sprache des 1. Jahrtausends zum Teil noch kennt, ist

<sup>39</sup> Vgl. M. Lejeune, *Etudes mycéniennes* 1956, 159 (= *Mémoires de phil. myc.* 1, 149).

<sup>40</sup> Im Ai. entwickelt sich der *sa*-Aorist (Typus *adikjam*) vom Medium aus: M. Leumann, *Morpholog. Neuerungen im altind. Verbalsystem* 48f. Die Bedeutung des Mediums für die Entstehung des *σα*-Aoristes habe ich Festschr. Max Vasmer 424ff. zu wenig in Rechnung gesetzt.

<sup>41</sup> Unsicheres bei H. Mühlestein, *Athenaeum* 46 (1958) 366.

<sup>42</sup> Vgl. P. Chantraine, *Rev. Et. Gr.* 70 (1957) 301ff.; *qe-qi-no-to* ist wohl am besten als finite Verbalform (3. Sing. Perf.) aufzufassen, s. l. c. 311 (nach D. M. Jones). Über die Reduplikation allgemein s. M. Lejeune, *Mémoires de phil. myc.* 1, 221ff. (darin abweichend über *qe-qi-no-me-no*, *qe-qi-no-to* 228ff.).



das Femininum *a-pe-a-sà ἀπέασσα* zu *ἀπ-έων*. Bemerkenswert ist auch der altertümliche Gebrauch der Verbaladjektiva auf *-τος*, welche – vom substantivisch gewordenen *o-na-to* «eine Art Lehen» abgesehen – offenbar nur zusammengesetzt verwendet wurden<sup>43</sup>.

Von großem Interesse wäre es zu wissen, wie die Verba vocalia behandelt wurden, nämlich ob sie *-έ(y)ω*, *-ά(y)ω* oder *-ημι*, *-āmi* lauteten. Die Form *to-ro-ge-jo-me-no* PY Eq 213, 1 (*τροπεόμενος*) paßt zu dem, was wir einerseits vom Indogermanischen, andererseits vom spätern Attisch-Ionischen und Dorischen her erwarten. Wie weit daneben auch athematische Formen, wie wir sie später aus den eher altertümlichen arkadisch-kyprischen und äolischen Dialekten kennen, vorkamen, wissen wir nicht, da die Deutung von *po-re-na* PY Th 316 als *φορῆναι* ganz unsicher ist und *te-re-ja* wohl besser anders erklärt wird (s. unten).

Der Gesamteindruck, den das mykenische Verbum trotz seiner sehr lückenhaften Bezeugung bietet, ist also der, daß hier zwar wohl einzelne altertümliche Züge vorhanden sind, daß es aber – im Gegensatz zum Nomen – prinzipiell mit dem Verbum des frühen 1. Jahrtausends übereinstimmt. Immerhin darf man nicht verschweigen, daß doch einige Verbalformen bereits bekannt sind und andere sich vielleicht unter den noch nicht gedeuteten Wörtern verbergen, welche sich nicht ins später übliche System einfügen lassen. Ich denke vor allem an (*jo*)-*te-re-pa-to* KN Fp 14, 1 (s. Documents 307). Auch über (*o*)-*ze-to*, meistens hom. *γέντο* «er ergriff» gleichgesetzt, ist wohl das letzte Wort noch nicht gesprochen. Zu diesen Formen gehören aber auch die 3. Sg. *te-re-ja* und der Inf. *te-re-ja-e* (PY), die sich zueinander so verhalten wie etwa *e-ke ἔχει* zu *e-ke-e ἔχεν*. Abgeleitet sind sie offenbar von einem Stamm, der auch in *te-re-ta* wohl = *τελέστας* vorliegt. Wir erwarten also am ehesten ein Denominativ, und zwar zu *teles-* (evtl. *telas-*, vgl. *τελαμών*), also *\*teleyei* und *\*teleye<sup>h</sup>en* (evtl. *\*telayei*, *\*telaye<sup>h</sup>en*). Da nun die Silbenfolge *-eye-* im Mykenischen fast nie vorkommt, dürfte sich die Annahme empfehlen, daß *\*teleyei*, *\*teleye<sup>h</sup>en* zu *teleyai*, *teleya<sup>h</sup>en* geworden sind<sup>44</sup>. Diese eigenartige, aber vermutlich lautgesetzliche Veränderung führte nun offenbar zu einem neuen Konjugationstypus, der im spätern Griechisch keine Fortsetzer hinterlassen zu haben scheint<sup>45</sup>.

Aber auch wenn wir diese paar Sonderfälle berücksichtigen und in Rechnung stellen, daß uns nur ien verschwindend kleiner Ausschnitt aus dem gesamten Verbal-system bekannt ist, dürfen wir doch festhalten, daß das mykenische Verbum vermutlich bereits in viel stärkerem Maße griechisch war, als es beim Nomen der Fall ist.

<sup>43</sup> *a-ne-ta(-de)* PY Ma 393 ist wohl nicht *ἀρνῆτά* (δέ), sondern *ἀν-ετὰ* (δέ), s. L. Palmer, *Minos* 4 (1956) 128, *a-mo-ta* KN (in So-Serie) nicht *ἀρμυστά*, sondern Subst. *ἄρμυστα*, s. *Documents* 371 f.

<sup>44</sup> Außer vereinzelt unsicheren Fällen finden wir nur *we-je-*, was aber nach J. Chadwick, *Athenaeum* 46 (1958) 308 f. anders gedeutet werden muß (vgl. auch ebda. 311). Die herkömmliche Deutung, daß *te-re-ja*, *te-re-ja-e* zu einem Verbum *\*τελείαμι*, *\*τελείω* gehören, stößt auf meines Erachtens unüberwindliche morphologische Schwierigkeiten.

<sup>45</sup> Eigenartig ist die Stammbildung von *te-ra-pi-ke* PY Eb 842, 2; Ep 617, 8: *θεραπισκει* (? *Doc.* s.v.). Auch das in KN häufig belegte *di-da-ka-re* könnte eine (noch rätselhafte) Verbalform sein,



Zusammenfassend können wir sagen, daß die mykenische Sprache gerade auch deswegen wichtig ist, weil sie uns mitten in die Frühgeschichte des Griechischen hineinführt und so eine Sprachform zeigt, welche in mancher Hinsicht, vor allem bei der Lautlehre und ganz besonders bei der Deklination, den typisch griechischen Zustand noch nicht erreicht hat. Damit ist aber auch gesagt, daß sich die entscheidenden Veränderungen, was an sich zu erwarten war, wenigstens zum Teil schon auf griechischem Boden vollzogen haben. Es bleibt die Hoffnung, daß weitere Untersuchungen es uns ermöglichen werden, diese Entwicklung der griechischen Sprache noch bedeutend schärfer zu fassen.



## Penelope und Telemachos

Von Fritz Wehrli, Zürich

Auf die Frage nach den zeitlosen Gehalten der Odyssee würde wohl jeder Kenner die gegenseitige Treue der zwei Jahrzehnte lang getrennten Ehegatten nennen. Wie Odysseus um seiner Frau willen die Liebe einer Göttin und eigene Unsterblichkeit verschmäht und wie ihrerseits Penelope allen Anfechtungen zum Trotz auch dem tot Geglauten treu bleibt, darf man füglich unter die großen Themen der Weltliteratur zählen. Hierauf ist auch die Komposition unseres Epos ausgerichtet, in welchem der Bericht über Odysseus mit seinem Aufbruch von der Insel Kalypsos einsetzt und die Fahrtabenteuer, vom letzten Schiffbruch und dem Geleite der Phaiaken abgesehen, in die eigene Erzählung des Helden verwiesen sind. So wird die Buntheit märchenhafter Überlieferung zum bloßen Hintergrund eines Geschehens, das von seelischen Gehalten bestimmt ist und in welchem das Doppelschicksal des Heimkehrenden und der Zurückgebliebenen eine dichterische Einheit bildet. Das Ungewöhnliche dieser Konzeption macht ein Vergleich der Erzählung von Kalypso mit derjenigen von Kirke deutlich, die sich bei aller Meisterschaft doch in den äußeren Vorgängen mit ihren Wundern erschöpft<sup>1</sup>.

Wenn sich in der Bezogenheit zwischen Odysseus' Heimweh und Penelopes Treue inhaltlich und kompositionell das Werk eines großen Dichters offenbart, so braucht dieser nicht beide Motive selbst ersonnen zu haben. Daß die Gattin wenigstens eine Zeitlang ausharrt, gehört zu den Gegebenheiten der sicher sehr alten Bogenprobe, und daraus ließ sich die Verherrlichung von Penelopes Treue auch als selbständiges Motiv entwickeln. Die ausschließlich männliche Gesellschaft, an die sich das alte Epos wandte, hatte für diese Thematik Verständnis, auch wenn von der Stimmung des Odysseus nicht die Rede war; dann handelte es sich ausschließlich darum, wie der Aufgegebene sich im letzten Augenblick doch noch seiner Rechte versicherte.

Auf die Tatsächlichkeit dieser Selbstbehauptung beschränken sich die der Odyssee sonst ähnlichen Heimkehrgeschichten von Herzog Heinrich dem Löwen, Graf Friedrich von Zollern, dem Ritter Moringen u. a. Daß sie weder direkt noch indirekt vom homerischen Epos beeinflusst zu sein brauchen, zeigt die weite Verbreitung des Heimkehrmotivs in der Weltliteratur, in welche es offenbar immer wieder von neuem aus der realen Erfahrung eingedrungen ist. Aus der wiederholt

---

<sup>1</sup> Die Prioritätsfrage hat uns hier nicht zu beschäftigen. Wenn die Erzählung von Kirke in ihrer Märchenhaftigkeit auch einen altertümlicheren Typus vertritt als die von Kalypso, so entscheidet dies nicht über die Entstehungszeit beider Gesänge. Fest steht immerhin ein hohes Alter der Kirkesage, wenn sie aus der Argonautenüberlieferung stammt (K. Meuli, *Odyssee und Argonautika* [1921]), was ich als erwiesen betrachte.



spontanen Neuschöpfung der Fabel erklären sich die verschiedenen Formen ihres Ausganges: bald kommt der Heimkehrende zu spät, so daß er die Gattin oder Braut dem erfolgreichen Rivalen überlassen muß, bald ist es der Eindringling, der vor dem unerwartet erscheinenden Gatten kampfflos das Feld räumt, und wo es zur blutigen Auseinandersetzung kommt, fällt manchmal mitsamt dem Liebhaber auch die ungetreue Frau. Die Bewährung der vom noch unerkannten Gatten Geprüften ist also nur eine von zahlreichen Spielformen eines volkstümlich-lebensnahen Motivs<sup>2</sup>.

Die Bewährung von Penelopes Treue, an welche sich ihr Ruhm ganz besonders knüpft, ist die Täuschung der Freier mit Hilfe des angeblich für Laertes bestimmten Leichentuches, deren Hinhalten bis zu seiner Vollendung und die nächtliche Auflösung des tagsüber Gewobenen. Dieses Trugs, welchen nach drei Jahren schließlich eine Magd verriet, wird in unserem Epos als eines früheren Ereignisses gedacht, er ist als Vorgeschichte also nicht unmittelbarer Gegenstand der Darstellung. Seine Berühmtheit zeigt sich in der dreimaligen Erwähnung<sup>3</sup>; sie muß durch ein verschollenes Epos begründet worden sein, in welchem die Aufdeckung der List natürlich dramatische Folgen nach sich zog. Wenn Penelope nämlich den Freiern versprochen hatte, sich zu vermählen, sowie das Gewebe vollendet sei, so müssen jene nach den Enthüllungen der Magd auf sofortiges Einlösen des Versprechens gedrungen haben, denn sonst blieb die ganze Erzählung ohne Pointe. Was die Fabel also verlangt, erzählt nun tatsächlich in der sogenannten Kleinen Nekyia ( $\omega$  146 ff.) einer der erschlagenen Freier dem Agamemnon, nämlich Penelope sei nach Preisgabe ihres Geheimnisses zum Abschluß der Arbeit genötigt worden, aber im Augenblick, da sie das Tuch gewaschen und den Freiern vorgewiesen habe, sei Odysseus aufgetreten, um über jene das Verderben zu bringen<sup>4</sup>. Wie unlängst D. Page<sup>5</sup> eindrucklich dargelegt hat, gibt es für diesen Bericht nur die eine Erklärung, nämlich daß der Dichter der Kleinen Nekyia das alte Epos in seinen Umrissen bewahrt hat, welches Penelope durch das Auftreten des Odysseus aus einer soeben erst ausweglos gewordenen Lage befreit werden ließ. Anagnorismos und Triumph folgten hier unmittelbar auf größte Not in einer Art, die jedes tragischen Dichters würdig gewesen wäre.

Daß Penelope nach dem Verrat der Magd das Leichentuch habe vollenden müssen, steht in Übereinstimmung mit  $\omega$  146 auch in  $\beta$  110 und  $\tau$  156, nur daß

<sup>2</sup> Das reichste Material gibt W. Splettstösser, *Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltliteratur* (1899); zu vergleichen auch L. Radermacher, Wien. Sitz.-Ber. 178 (1915) 47 ff.

<sup>3</sup>  $\beta$  93 ff.;  $\tau$  138 ff.;  $\omega$  128 ff. Die viel diskutierte Frage der zeitlichen Priorität zwischen diesen drei Fassungen der Erzählung verliert an Bedeutung, sowie sie auf eine gemeinsame Vorlage bezogen werden. Über eine solche W. Büchner, *Hermes* 75 (1940) 129 ff.

<sup>4</sup>  $\omega$  145 ff.

καὶ τὴν γ' ἀλλύουσαν ἐφεύρομεν ἀγλαὸν ἱστόν.  
ὡς τὸ μὲν ἐξετέλεσσε καὶ οὐκ ἐθέλουσ', ὅτ' ἀνάγκης.  
εὐθ' ἢ φάρος ἔδειξεν, ὑφίνασα μέγαν ἱστόν,  
πλύνασ', ἥελίω ἐναλλήκιον ἡὲ σελήνῃ,  
καὶ τότε δὴ δ' Ὀδυσῆα κακὸς ποθεν ἦραγε δαίμων  
ἀγροῦ ἐπ' ἐσχατιῇ κτλ.

<sup>5</sup> *The Homeric Odyssey* (1955) 121 f.



sich hier die weiteren Folgen auf die allgemeine Ratlosigkeit der Königin beschränken – die Ereignisse sollen in unserem Epos ja erst viel später dem Höhepunkt entgegengeführt werden<sup>6</sup>. Daß es jetzt für sie kein Ausweichen mehr gebe, gesteht Penelope dem vermeintlichen Fremden unmittelbar nach der Erzählung vom Leichentuch τ 157f., als ob sie eben erst verraten worden wäre. Soll der Leser ihren Betrug also wirklich als Ereignis der jüngsten Vergangenheit verstehen? Dann würde die Bogenprobe, der wir im φ beiwohnen, ohne Zwischenzeit auf ihn folgen, so wie es die Kleine Nekyia dem alten Epos nacherzählt, und das Treiben der Freier fände eine Begründung in der täglichen Erwartung einer Gattenwahl, die nach Vollendung des noch in Arbeit befindlichen Gewebes stattfinden soll. Dies widerspricht aber durchaus der Darstellung, welche die übrigen Teile der Odyssee von den Verhältnissen im Hause geben. Die direkte Verknüpfung von Penelopes Bedrängnis mit ihrer berühmten Tat ist offenbar eine Improvisation, welche die gegenwärtige Lage dramatisch zuspitzen und dadurch die Erwartung einer nahenden Entscheidung wecken soll, ohne über den Augenblick hinaus Bedeutung zu behalten.

Andere Voraussetzungen als für Penelopes Rede scheinen für diejenige des Antinoos β 85ff. zu gelten, der die Freier durch das Verhalten Penelopes entschuldigt und diese dadurch selber für ihre Nöte verantwortlich macht. Antinoos unterscheidet nämlich Penelopes Täuschungsversuch ausdrücklich von den trügerischen Versprechungen, mit welchen sie die Freier immer noch hinhalte<sup>7</sup>; jener ist für ihn ein Ereignis der Vergangenheit, dessen Erwähnung nur dazu dient, das trügerische Verhalten der Königin ergänzend zu kennzeichnen; auch die Zudringlichkeit der Freier rechtfertigt er nicht unmittelbar damit. Nun läßt Antinoos allerdings die Täuschung der Freier länger als drei Jahre gelingen (β 105), und ebenso lange halten sich die Freier nach seinen Worten schon im Hause des Odysseus auf (β 89, cf. ν 377). Die meisten Interpreten scheinen diese beiden Angaben auf die gleiche Zeitspanne zu beziehen, so daß die Freier sich im Hause festgesetzt haben müßten, als Penelope ihren Betrug ins Werk setzte, und dessen Scheitern wie nach Penelopes eigener Darstellung τ 137ff. unmittelbare Vergangenheit würde<sup>8</sup>. Eine solche Interpretation führt aber in Widerspruch mit der soeben festgestellten Unterscheidung zweier Vergehen, die Antinoos der Königin vorwirft und von denen eines der Vergangenheit und das andere der Gegenwart angehört. Wenn

<sup>6</sup> τ 137 ἐγὼ δὲ δόλους τολπεύω meint irgendwelche Mittel, mit denen Penelope den Widerstand gegen die Verheiratung fortsetzt; solche sind β 90 die den einzelnen Freiern gemachten trügerischen Versprechungen. Der Vers hat die Aufgabe, den Betrug mit dem Leichentuch in die Aktualität zu ziehen.

<sup>7</sup> β 91

πάντας μὲν ἔλπει καὶ ὑπάρχειται ἀνδρὶ ἐκάστῳ,  
ἀγγελίας προειῶσα· νόος δὲ οἱ ἄλλα μενοινᾷ.  
ἢ δὲ δόλον τόνδ' ἄλλον ἐνὶ φρεσὶ μερμήριξε·  
στησαμένη μέγαν ἱστὸν ἐνὶ μεγάροισιν ὑφαίει,  
λεπτὸν καὶ περιμέτρον κτλ.

Das eine wird präsentisch erzählt, das andere als Vergangenheit und dabei als δόλος ἄλλος unmißverständlich abgehoben von den Vorspiegelungen, mit welchen die einzelnen Freier immer noch genarrt werden (πάντας μὲν ἔλπει κτλ.).

<sup>8</sup> A. Kirchhoff, *Die homerische Odyssee*<sup>2</sup> (1879) 179; E. Bethe, *Homer II* (1922) 12, 4.

diesen also je eine Dauer von mehr als drei Jahren gegeben wird, so bleibt für die Antinoosrede keine andere Deutung, als daß ihr Dichter das Gelingen von Penelopes Trug und ihre Bedrängung durch die ins Haus eingedrungenen Freier in zwei genau gleich langen Zeitabschnitten aufeinander folgen ließ.

So bleibt es dabei, daß Antinoos in der Erzählung vom Leichentuch bloße Vorgeschichte gibt; wie locker er sie mit der Haupthandlung verknüpft, zeigt der Verzicht auf den naheliegenden Gedanken, die Festsetzung der Freier im Hause ausdrücklich als Antwort auf ihre Täuschung darzustellen. Der berühmte Inhalt des alten Epos ist hier also so wenig wie in der Rede des Antinoos zum organischen Bestandteil unseres Epos geworden, er bleibt vielmehr an beiden Stellen eine improvisatorisch behandelte Reminiszenz<sup>9</sup>.

Für das aus  $\omega$  128ff. erschlossene Gedicht ergibt sich aus dem Dargelegten, daß es das Treiben der Freier im Hause nicht kannte. Es war ja die Rücksicht auf dieses Hauptthema unserer Odyssee, welche dazu nötigte, in der Nacherzählung der Antinoos- und Peneloperede das Erscheinen des Odysseus daraus zu streichen. Der Verrat von Penelopes nächtlichem Tun und das unerwartete Ende ihrer Bedrängnis, zwei aufeinander bezogene Motive, sind in unserer Odyssee auseinandergerissen, weil Odysseus' Erscheinen zur Zeit der beiden Reden noch in der Zukunft liegt. Dazu kommt, daß der Betrug der Umworbenen einen Anspruch der Freier auf ihre Hand voraussetzt<sup>10</sup> und sich darum als dichterisches Motiv schlecht mit einem strafwürdigen Verhalten derselben verträgt. Dieses wird in unserem Epos als Bedrohung von Besitz und Leben des Telemachos verstanden, welcher hier als Protagonist neben Odysseus steht und dessen Bewährung in Abwehr und Rache ein möglichst schlimmes Treiben der Freier verlangt. Da die zentrale Bedeutung seiner Rolle zur jüngsten Schicht der Odyssee gerechnet werden muß<sup>11</sup>, hat das gleiche auch für die verbrecherischen Züge der Freier zu gelten<sup>12</sup>; die Bewährung des Königssohnes als Hauptthema lenkt also nicht nur den Leser von der Treue Penelopes ab, vor allem setzt es erzählerisch andere Verhältnisse als jenes voraus. Diese Diskrepanz ist in unserer Odyssee oft spürbar; sie aus ihrer Entstehungsgeschichte verständlich zu machen, ist der Versuch unserer Untersuchungen.

<sup>9</sup> Bei der Benützung älterer Dichtung ist der Verfasser der Antinoosrede an einer anderen Stelle eigentlich nachlässig verfahren. Was soll es nämlich bedeuten, wenn Antinoos sich  $\beta$  89ff. beschwert, Penelope mache allen Freiern durch Botschaften Hoffnung (Anm. 7), nachdem diese sich bei ihr im Hause niedergelassen haben? Mindestens die Verse 91–92 (die übrigens in der Wiederholung  $\nu$  380–381 ebenso sinnlos sind) müssen aus einer Erzählung stammen, welche die Freier nicht im Hause des Odysseus wohnen ließ; vielleicht ist es die in der Kleinen Nekyia benützte.

<sup>10</sup> Ein solcher wird  $\xi$  90f. durch die Klage des Eumaios anerkannt, die Freier seien zu keiner rechtmäßigen Werbung bereit, die von ihnen zu Hause aus erfolgen müßte: *οὐκ ἐθέλουσι δικάως, | μῦσθαι οὐδὲ νέεσθαι ἐπὶ σφέτερ', κτλ.*

<sup>11</sup> Mehr unitarisch gesprochen motivgeschichtlich jung ist.

<sup>12</sup> Cf. W. Theiler, Mus. Helv. 7 (1950) 115. Anmaßendes Benehmen der Freier mag immerhin schon in früher Epik die Schonungslosigkeit des Odysseus gerechtfertigt haben. Daß dieser bei seiner Rückkehr die Freier vorfindet, verlangt das Motiv der Bogenprobe. Die dauernde Niederlassung im Hause und das Verzehren fremden Gutes ist davon verschieden, aber naheliegend als Entwicklung dieses Ansatzes.



Penelopes Betrug und auch die Bogenprobe setzen voraus, daß die Sitte von ihr verlangt, sich wieder zu vermählen, sowie mit Odysseus' Rückkehr nicht mehr zu rechnen ist. Je länger diese ausbleibt, desto mehr muß ihr Widerstand gegen eine neue Ehe Penelope in Konflikt mit ihrer Umgebung treiben, und vollends unter den Voraussetzungen unseres Epos, nach denen Odysseus seit zwanzig Jahren abwesend ist und die Freier Telemachos um Hab und Gut zu bringen drohen, ist das Treuemotiv recht eigentlich entwertet. Die Bedenken, die sich dem Leser Penelopes Verhalten gegenüber aufdrängen, darf der Dichter aber für seine Darstellung nicht bestimmend werden lassen, wenn er nicht die ganze Fabel aus den Angeln heben will; zum Schluß findet Penelopes Zögern ja trotz allem noch seine glänzende Rechtfertigung. Auf der andern Seite verlangt die Fabel aus Rücksicht auf die Bogenprobe, daß das Werben der Freier berechtigt bleibt, so unerhört sie sich auch benehmen und so sehr sie sich dadurch der Königin unwürdig machen; wir sind also in doppelter Hinsicht weit von der natürlichen Situation entfernt, in welcher sowohl die Umwerbung Penelopes als ihr Widerstand unmittelbar sinnvoll wirken.

Wie durch die Bogenprobe anerkennt Penelope ihre Verpflichtung, sich wieder zu vermählen, durch die Erzählung von Odysseus' Abschied. Für den Fall, daß er aus Troia nicht zurückkehre, habe dieser angeordnet, sie solle über sein Haus wachen, bis Telemachos zum Manne herangewachsen sei, dann aber dasselbe verlassen und einen neuen Gatten wählen ( $\sigma$  258 ff.). Dieser Weisung nachzukommen, wäre die Zeit jetzt da, und so gesteht sie dem noch unerkannten Gatten im nächtlichen Gespräch  $\tau$  158 ff., seit dem Fehlschlagen ihrer List wisse sie sich nicht mehr zu behaupten, da außer den Freiern auch ihre Eltern ihr zusetzten, sie solle sich wieder vermählen, und Telemachos, der nun fähig sei, sein Erbe zu verwalten, mit Empörung dessen Verschleuderung durch die Freier zusehen müsse<sup>13</sup>. In der Fortsetzung dieses Gespräches, welche auf die Fußwaschung folgt, führt Penelope im Sinne des Vorangegangenen weiter aus, solange ihr Sohn noch unmündig gewesen sei, habe sie seinetwegen nicht geheiratet, aber nun flehe er sie an, das Haus zu verlassen, damit das Unwesen der Freier darin aufhöre<sup>14</sup>. Diesem Wunsch zum Trotz und obwohl sie jede Hoffnung auf Rückkehr ihres Gatten aufgegeben hat ( $\tau$  312 f.), erklärt sich Penelope noch unschlüssig, ob sie dem Besten von den Achäern, welche im Hause um sie werben, ihre Hand geben solle oder nicht<sup>15</sup>.

<sup>13</sup>  $\tau$  158

μάλα δ' ὀτρύνουσι τοκῆς

γῆμασθ', ἀσχαλάα δὲ πάϊς βίον καταδόντων,  
γιννώσκων.<sup>14</sup>  $\tau$  530–534παῖς δ' ἔμὸς ἦος ἔην ἔτι νῆπιος ἡδὲ χαλῖφρων,  
γῆμασθ' οὐκ εἰα πόσιος κατὰ δῶμα λιποῦσαν.  
νῦν δ' ὅτε δὴ μέγας ἐστὶ καὶ ἡβης μέτρον ἰσάνει,  
καὶ δὴ μ' ἄρᾳται πάλιν ἐλθέμεν ἐκ μεγάρου,  
κτῆσιος ἀσχαλῶων, τὴν οἱ καταδόντων Ἀχαιοί.<sup>15</sup> Die Worte, mit denen sie dieser Unschlüssigkeit Ausdruck gibt, sprechen ihrer gegenwärtigen Lage Hohn,  $\tau$  524–528 (cf.  $\pi$  73–77):ὥς καὶ ἐμοὶ δόξα θυμὸς δρῶρεται ἔνθα καὶ ἔνθα,  
ἡὲ μένω παρὰ παιδί καὶ ἔμπεδα πάντα φυλάσσω,  
κτῆσιν ἐμῇν, δμοφάς τε καὶ ὕπερφεδες μέγα δῶμα,

Die Fragwürdigkeit dieses Verhaltens und das Recht der Freier, auf einen Entscheid zu drängen, kommt naturgemäß am deutlichsten zum Ausdruck, wo der Dichter diese selbst reden läßt. So in der schon oben behandelten Erklärung des Antinoos β 85 ff., wenn Telemachos Schaden leide, so trage seine Mutter die Schuld daran; er solle dieser zu heiraten befehlen, wenn er wolle, daß die Freier das Haus räumen (111 ff. 127 f.)<sup>16</sup>. In der Antwort hierauf leugnet Telemachos nicht, daß eine Vermählung seiner Mutter ihm willkommen wäre, wenn er sie auch nicht gegen ihren Willen dazu nötigen dürfe (β 133 ff.). Die Anordnungen, welche Odysseus nach Penelopes Bericht hinterlassen hat (cf. oben), geben ihm ja auch das Recht, ihr Fortgehen zu erwarten, nachdem er zum Manne erwachsen ist. Ähnlich wie Antinoos und ebenso aus der wirklichen Lage heraus redet der Freier Agelaos ν 321 ff. Indem er die Gegenwart von den früheren Umständen unterscheidet, meint er, es sei verständlich gewesen, daß Penelope die Freier hinhalte, solange sie noch an die Rückkehr des Odysseus habe glauben dürfen, aber jetzt sei jede Aussicht auf eine solche geschwunden, und darum müsse Telemachos sie zur Ehe bestimmen, damit er selbst seines Besitzes froh werden und seine Mutter im Hause eines neuen Gatten schalten könne. Ebenso entspricht das, was Telemachos auf diese Worte erwidert, seiner β 129 ff. erteilten Antwort, er stehe einer neuen Ehe nicht im Wege, sondern fordere die Mutter zu einer solchen auf, sie jedoch mit Gewalt aus dem Hause zu treiben, verbiete ihm die geschuldete Ehrfurcht (ν 341 ff.).

In Übereinstimmung mit solchen Erklärungen gesteht Telemachos ϕ 114 ff. beim Versuch, den Bogen zu spannen, seine Erleichterung über die Aussicht ein, daß Penelope nun bald mit einem der Freier das Haus verlassen werde<sup>17</sup>. Die Freude darüber bezeichnet er kurz vorher als Unverstand<sup>18</sup>, da er als treuer Sohn für ihr Bleiben eintreten müßte. Die Freier sollen aber trotzdem nicht fürchten, daß er ihnen als Sieger ihre Ansprüche verwehren wolle. Diese Worte sind der Lage des Telemachos gemäß, machen aber seine Beteiligung an der Bogenprobe zum müßigen Spiel; der poetisch wenig glückliche Auftritt gehört zu den Bemühungen, ihn überall in den Vordergrund zu schieben. Die gleiche Tendenz verrät die bald darauf folgende Szene ϕ 343 ff., in welcher Penelope den Bogen Odysseus aushändigen

εὐνήν τ' αἰδομένη πόσιος δῆμοιό τε φῆμιν,  
ἢ ἥδ' ἄμ' ἔπωμαι Ἀχαιῶν ὃς τις ἄριστος  
μῆται ἐνὶ μεγάροισι κτλ.

Gerade die Sorge um den Besitz des Sohnes müßte sie zum Fortgehen nötigen, und die Rücksicht auf δῆμοιο φῆμιν reimt sich schlecht mit dem ausdrücklichen Wunsch von Eltern und Sohn, sie solle sich wieder vermählen. Stammen die Verse aus einem Zusammenhang, in welchem der Widerstand gegen die Ehe noch sachlich sinnvoll war, der also den Freierunfug noch nicht kannte? Sie stehen, mit geringen Abweichungen, ebenso unpassend π 73 ff., wo Telemachos zu Eumaios über die Zustände im Hause spricht.

<sup>16</sup> Überraschend kommt aus dem Munde des Antinoos, durch ihr Verhalten erwerbe Penelope Ruhm, auch wenn es den Sohn schädige: β 125/126. In der Zwiespältigkeit kommt die motivgeschichtliche Verschiebung zum Ausdruck, der wir nachspüren.

<sup>17</sup> ϕ 114 ff.

εἰ δέ κεν ἐντανύσω διοῖστεύσω τε σιδήρον,  
οὐδέ μοι ἀχνυμένῳ τάδε δώματα πότνια μήτηρ  
λείποι ἄμ' ἄλλω ἰούσῃ.

<sup>18</sup> ϕ 105

αὐτὰρ ἐγὼ γελῶ καὶ τέρομαι ἄφρονι θυμῷ.



will, aber von Telemachos mit barschen Worten zurechtgewiesen wird, weil das Recht, darüber zu verfügen, allein ihm zukomme. Nachdem sie sich verwundert in ihr Gemach zurückgezogen hat, ist es dann allerdings Eumaios, welcher den Bogen Odysseus bringt ( $\varphi$  378f.), aber so viel wird doch erreicht, daß Penelope aus ihrer ursprünglichen Stellung verdrängt wird; eigentlich kann ja nur sie, welche die Freierprobe einleitet, auch die Anordnung treffen, die zum glücklichen Ende führt. Mit dem Auftritt zwischen Mutter und Sohn ist offenbar eine Erzählung überarbeitet, welche Odysseus den Bogen von Penelope entgegennehmen ließ<sup>19</sup>. Der gleiche Kunstgriff, diese aus einer Szene im buchstäblichen Sinne wegschelten zu lassen, kommt auch  $\alpha$  325ff. zur Anwendung, wo Telemachos seine Mutter wegen der Bitte an den Sänger zurechtweist, ihren Schmerz nicht durch ein Lied über die Heimkehr der griechischen Helden aufzuwühlen. Hatte der Dichter des zweiten Gesanges etwa eine Szene vor sich, in welcher dieser Schmerz angesichts der Freier zum Ausbruch kam, und ersetzte er selbst Penelopes Anwesenheit im Saale durch diejenige ihres Sohnes? Jedenfalls zeigt sich auch an diesem Auftritt, daß für einen Dichter, der alle Vorgänge im Palaste auf Telemachos ausrichten wollte, Penelope unbequem werden konnte<sup>20</sup>.

Es mag dahingestellt bleiben, wie weit den Dichter solcher Auftritte das Bewußtsein der latenten Spannung leitete, welche die Unentschlossenheit Penelopes zwischen ihr und ihrem Sohne erzeugen mußte. Zum offenen Konflikt durfte er sie jedenfalls nicht entwickeln, da sein Thema ausschließlich derjenige zwischen Telemachos und den Freiern war. Der Eindruck von Penelopes Mitschuld an den argen Zuständen im Hause, unter welchen Telemachos zu leiden hat, geht ja ungewollt von der Erzählung aus und darf für das Urteil des Lesers nicht bestimmend werden; die Treue der Gattin ist im Sinne älterer Dichtung weiterhin als Tugend gemeint. Als die allein Schuldigen sollen nach dem Willen unseres Dichters von Anfang an die Freier erscheinen, deren Zwist mit Telemachos überall als tödlich geschildert wird. Schon die im ersten Gesang als Mentos auftretende Athena verbindet mit der Aufforderung zur Erkundungsfahrt die Weisung, wenn Telemachos sichere Nachricht vom Tode seines Vaters erhalten habe, müsse er darauf bedacht sein, die Freier umzubringen ( $\alpha$  295). Demgemäß verrät Telemachos diesen bei der ersten Begegnung nach der Volksversammlung seine Absicht, sich ihrer mit Gewalt zu entledigen ( $\beta$  316)<sup>21</sup>, und darauf lauern die Freier seinem heim-

<sup>19</sup> Daß hier der Anagnorismos zwischen den Ehegatten vorausgegangen sein müsse (Merkelbach, *Untersuchungen zur Odyssee* [1951] 7ff.), halte ich nicht für zwingend, denn Penelope kann auch unwissend das Entscheidende tun.

<sup>20</sup> Eine ähnliche Abfertigung erfährt Penelope auch  $\rho$  36ff., wo Telemachos zum ersten Male nach seiner Reise in den Palast kommt und ihr die Bitte verweigert, über seine Erkundigungen nach Odysseus zu berichten. Statt dessen geht er unter die Freier und verwahrt die Geschenke des Menelaos, aber bei der nächsten Begegnung teilt er der Mutter doch mit, was Menelaos über Odysseus zu berichten wußte. Die Verweigerung dient also nur dazu, eine Unterhaltung auf die passendere Gelegenheit zu verschieben, sie setzt aber ebenfalls eine ältere Darstellung voraus, die unser Dichter für seine Zwecke korrigierte.

<sup>21</sup> In der Auseinandersetzung am Schluß des ersten Gesanges ( $\alpha$  379) und vor versammeltem Volke ( $\beta$  143ff.) beschränkt er sich auf Anrufung der Götter, ihn zu rächen.

kehrenden Schiffe auf, um den gefährlich werdenden jungen Mann zu beseitigen ( $\delta$  663 ff.)<sup>22</sup>. Der Freiermord, der sicher zur alten Sage gehört und dort als Selbstbehauptung des heimkehrenden Gatten genügend motiviert war<sup>23</sup>, erhält so in der Auseinandersetzung des Sohnes mit seinen Peinigern eine zusätzliche Rechtfertigung<sup>24</sup>.

Wenn die Mordabsichten der Freier zunächst mit dem erwachenden Widerstand des Telemachos motiviert werden, so lag doch der Gedanke nahe, jene zugleich ein Auge auf sein Erbe werfen zu lassen, denn dieses mußte Penelope und ihrem zukünftigen Gatten zufallen, wenn der einzige Sohn des Odysseus nicht mehr lebte. Ein weiterer Schritt war es, die Werbung so darzustellen, als ob die Königin Besitz und Ehrenstellung des Hauses mitsamt ihrer Hand zu vergeben habe, auch wenn Telemachos noch lebe. Daß der zweite Gatte der Königswitwe selber den Thron besteige, gilt als Rechtsordnung für die Oidipussage sowie viele Märchen der außergriechischen Welt<sup>25</sup>, in der Odyssee widerspricht die sporadisch auftauchende Vorstellung jedoch den Zuständen, welche sonst für die Handlung vorausgesetzt werden. Sie ist als ein mit flüchtiger Hand eingesetztes Hilfsmotiv zu beurteilen, welches dazu dient, durch die Ruchlosigkeit der Freier ihren Konflikt mit Telemachos zu verschärfen und damit den Leser auf dessen Rache vorzubereiten; über seine weiteren Konsequenzen sollen wir aber nicht nachdenken.

Daß Penelope bei einer neuen Eheschließung das Haus verlassen und Telemachos den Genuß seines väterlichen Erbes überlassen würde, fanden wir bei den Anordnungen des scheidenden Odysseus vorausgesetzt (S. 232), auf die Heirat seiner Mutter gründet Telemachos selbst die Hoffnung, von der Freierplage befreit zu werden (S. 233), und sogar die im folgenden noch zu behandelnde Zumutung, Penelope solle in ihr Elternhaus zurückkehren (S. 236), ist durch die Anerkennung seiner ausschließlichen Erbberechtigung bedingt. Die gleichen Voraussetzungen gelten für die  $\pi$  33f. an Eumaios gerichtete Frage des Telemachos, ob seine Mutter noch zu Hause sei oder sich wieder verheiratet habe, und mit besonderem Nachdruck erklärt Penelope bei der Eröffnung der Bogenprobe  $\varphi$  77 ff., sie wolle dem Sieger nachfolgen, auch wenn sie sich des schönen und reichen Hauses ihrer ersten Ehe selbst im Traum erinnern werde (ähnlich Telemachos  $\varphi$  103). Dagegen findet die Gier nach dem Besitz des Telemachos zum ersten Mal Ausdruck, wo ein ungenannter Freier zum Abschluß eines Streites mit diesem erklärt, wenn er auf der Reise umkomme, solle seine Habe unter die Freier verteilt und das Haus demjenigen überlassen werden, der Penelope als Gattin erhalte ( $\beta$  332 ff.). Als festen Plan

<sup>22</sup> Nach dem Scheitern dieses Anschlags erwägen sie  $\pi$  372 ff. einen neuen Plan, dessen in  $\nu$  241 ff. nochmals gedacht wird. Über die analytischen Probleme, die sich hier stellen, cf. E. Bethe a. a. O. 43 ff.

<sup>23</sup> U. v. Wilamowitz, *Homericische Untersuchungen* (1884) 57, der allerdings auch das Unwesen der Freier im Palaste zum alten Bestand rechnet; ebenso P. Von der Mühl, *RE Suppl. VII* 757, cf. dazu oben Anm. 12.

<sup>24</sup> Über den Rachedgedanken als zentrales Motiv der «Telemachie» cf. F. Focke, *Die Odyssee* (1943) 36.

<sup>25</sup> G. Finsler, *Homer I* 2<sup>3</sup> (1924) 134 verweist auf einen Vergleich Chadwicks mit dem Beowulf.



verkündet dieses Vorgehen dann Antinoos  $\pi$  364 ff., nachdem der erste Anschlag auf Telemachos fehlgeschlagen ist<sup>26</sup>, und daß ihm Ermordung und Aufteilung seines Besitzes unter die Freier drohe, spricht dieser selbst  $\rho$  79 f. Peiraios gegenüber aus. Wenn der von Penelope gewählte Gatte mit ihr Odysseus' Haus bewohnen soll, so wird er wohl als zukünftiger Inhaber der Königswürde gedacht. Daß es die Freier auch auf diese abgesehen haben, liegt im Wunsch, welchen Antinoos dem Telemachos  $\alpha$  386 f. entgegenschleudert, Zeus möge ihm dieses durch Erbschaft zustehende Vorrecht (*γενεῇ πατρώιον*) verweigern. Daß Antinoos tatsächlich gehofft habe, nach Beseitigung des Telemachos selbst König in Ithaka zu werden, und daß ihm daran viel mehr als an der Ehe mit Penelope gelegen habe, erklärt Eurymachos dem Odysseus  $\chi$  50 ff. nach seiner Erschießung.

So wenig folgerichtig die Hoffnung der Freier behandelt wird, mit Penelopes Hand Besitz und Ehrenstellung des Telemachos zu erlangen, so trägt die gelegentliche Erwähnung ihrer Absichten doch dazu bei, die Werbung selbst, ganz abgesehen vom anstößigen Treiben im Hause, als strafwürdige Handlung erscheinen zu lassen. Dieser Eindruck wird dann noch mit Hilfe des mehrmals geäußerten Gedankens verstärkt, daß eine neue Vermählung Penelopes vom Hause ihres Vaters aus zu erfolgen hätte, daß die Freier sich also an diesen wenden müßten, wenn Penelope je, um wieder zu heiraten, dorthin zurückkehren würde. Im Rahmen der Heimkehrfabel, aus welcher die Bogenprobe als ursprünglicher Bestandteil sich nicht herausbrechen läßt, ist dies eine Unmöglichkeit, denn der unerwartet erscheinende Gatte muß seine Rivalen um der dramatischen Wirkung willen im eigenen Hause vorfinden<sup>27</sup>. Penelopes Rückkehr zu ihren Eltern spiegelt dagegen die Sitte historischer Zeit und hat als Hilfsmotiv die bloß Stimmung schaffende Aufgabe, dem Unwesen der Freier die Möglichkeit eines korrekteren Vorgehens gegenüberzustellen. Wie improvisatorisch das an Penelope und damit die Freier gerichtete Ansinnen ist, verraten die Ungereimtheiten, welche es an den einzelnen Stellen in sich schließt. Daß z. B. Athena in ihren Weisungen an Telemachos  $\alpha$  276 ff. von einer Vermählung Penelopes durch ihren Vater spricht, ist schon darum widersinnig, weil die Göttin selbst ja die getrennten Ehegatten wieder vereinigen will<sup>28</sup>. Kaum besser ist der Vorschlag des Antinoos  $\beta$  113 ff., Telemachos solle seine Mutter aus dem Hause schicken<sup>29</sup> und zu einer neuen Ehe nötigen, denn damit verurteilt der Freier sein eigenes Verhalten, und außerdem ist nicht ein-

<sup>26</sup> Die anschließende Erklärung, statt Telemachos zu töten, könnten die Freier auch für die weitere Werbung nach Hause gehen und jenen im Genuß seines Besitzes lassen, macht den Eindruck einer tönernen Interpolation.

<sup>27</sup> Vgl. S. 229 und Anm. 2.

<sup>28</sup> Cf. W. G. Becker, *Platons Gesetze und das griechische Familienrecht*, Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte 14 (1934).

<sup>29</sup> Cf. A. Kirchhoff a. a. O. 241 ff.

<sup>30</sup> Daß Antinoos die Rückkehr zu ihren Eltern meint, ergibt sich aus der Antwort des Telemachos  $\beta$  132 ff., er wäre dann genötigt, seinem Großvater Ikarios eine große Entschädigung zu leisten (nämlich die Rückgabe der Mitgift). Dazu kommt, daß im Anschluß an Antinoos Eurymachos ausdrücklich von der Rückkehr ins elterliche Haus redet ( $\beta$  195).

zusehen, warum Penelope nach einem Wechsel der Wohnung der von ihm begehrten Ehe eher geneigt sein sollte<sup>31</sup>.

Daß Telemachos von alters her einen festen Platz in der Sage von Odysseus hatte, würde allein dessen formelhafte Bezeichnung als *Τηλεμάχοιο πατήρ* in der Ilias *B* 260 und *A* 354 beweisen. In der Heimkehrsage muß er aber ursprünglich eine Nebenfigur gewesen sein, welche die Darstellung von Penelopes altberühmter Treue nicht störte. Seine Erhebung zum Haupthelden neben Odysseus, die vermutlich durch die Erzählungen von Orestes, also schon im Rahmen der Nosten, angeregt wurde, ist das Werk der jüngeren Epik; sie zog eingreifende Änderungen in der Darstellung der Freier und eine weitgehende Entwertung des Treuemotivs nach sich. Daß in unserem Epos sowohl Mutter als Sohn Hauptperson neben Odysseus sind und sich in der Wirkung auf den Leser gegenseitig beeinträchtigen, ist ein Tatbestand, der sich nur motivgeschichtlich erklären läßt und als solcher auch bei unitarischer Beurteilung der Odyssee anerkannt werden muß; die in älteste Zeit zurückweisende Geschichte des Stoffes ist vom literargeschichtlichen Problem der Entstehung der Odyssee als das Umfassendere zu unterscheiden. Auf diese einzugehen, würde den Rahmen unseres begrenzten Themas sprengen, so groß die Versuchung ist, die einzelnen zur Sprache gekommenen Unstimmigkeiten auf analytischem Wege zu deuten. Daß ein einziger Dichter bei umfassender Gestaltung des Stoffes sich solche Widersprüche hätte zuschulden kommen lassen, scheint uns jedenfalls ausgeschlossen.

---

<sup>31</sup> Cf. A. Kirchhoff a. O. 265 f. Als Klage des Telemachos läßt sich der Gedanke allenfalls hören, die Freier hätten sich um Penelopes Hand bei ihrem Vater zu bewerben, *β* 52ff.



## Harmonie und Tetraktys

Von Hermann Koller, Zürich

Das Fehlen der Terz in der griechischen Theorie der symphonischen Intervalle wird allgemein als der bedeutendste Unterschied der altgriechischen zur abendländischen Musik betrachtet. Es hat daher nicht an Versuchen gefehlt, die Terz doch in den Resten griechischer Musiktheorie aufzuweisen<sup>1</sup>. Daß sie in der praktischen Musik auch vorkam, ist freilich erwiesen. So zeigt es sich, daß Archytas einmal das der großen Terz zugehörige Saitenzahlenverhältnis 5:4 errechnet (Ptol. Harm. I 13, 30 D). Aber auch für ihn läßt sich nicht nachweisen, daß er dieses Intervall als symphon betrachtet hätte. Aristoxenos sagt mehrmals ausdrücklich, daß es kein kleineres symphones Intervall gebe als die Quart, ja diese sei φύσει, von Natur aus, das kleinste. E. Frank<sup>2</sup> glaubt, Platon trage die Schuld an der grotesken Verzerrung der wirklichen Verhältnisse, weil er im Timaios rein konstruktiv eine Tonleiter geschaffen habe, die nie in der Musik anzutreffen gewesen sei. Die ganze nachfolgende Theorie habe sich von diesem spielerischen Machwerk blenden lassen, bis erst im späteren Mittelalter auch die Terz wieder als symphones Intervall in ihr Recht eingesetzt worden sei.

Diese geistesgeschichtliche Konstruktion ist recht fragwürdig. Selbst wenn man annähme, alle pythagoreisierenden Nachbeter Platons hätten sich an das Platonsche Dogma gehalten, wäre das Zeugnis des Empirikers und Verächters der Harmoniker, des Aristoxenos, nicht aus der Welt zu schaffen.

Als symphonische Intervalle werden in der griechischen Theorie nur die Quarte (Saitenzahlverhältnis 4:3), die Quinte (3:2), die aus ihnen zusammengesetzte Oktave (2:1) sowie in der Zeit nach Aristoxenos die Oktave plus Quarte, Oktave plus Quinte, und die Doppeloktave betrachtet. Aristoxenos, El. Harm. 56, Z. 1 ff. Da Rios: ἔστω δὴ τῶν συμφώνων ὀκτὼ μεγέθη · ἐλάχιστον μὲν τὸ διὰ τεσσάρων – συμβαίνει δὲ τοῦτο <αὐτῇ> τῇ τοῦ <μέλους> φύσει ἐλάχιστον εἶναι · σημείον δὲ τὸ μελωδεῖν μὲν ἡμᾶς πολλὰ τοῦ διὰ τεσσάρων ἐλάττω, πάντα μέντοι διάφωνα – δεύτερον δὲ τὸ διὰ πέντε ... τρίτον <δ'> ἐκ τῶν εἰρημένων συμφώνων σύνθετον τὸ διὰ πᾶσων ... ταῦτα μὲν ὅν λέγομεν ἃ παρὰ τῶν ἔμπροσθεν παρελήφαμεν ...

<sup>1</sup> E. Frank, *Plato und die sogenannten Pythagoreer* (Halle 1923); A. Ahlvers, *Zahl und Klang bei Platon*. Noctes Romanae Bd. 6 (Bern 1952); B. van der Waerden, *Harmonielehre der Pythagoreer*, Hermes 78 (1943) und *Erwachende Wissenschaft* (Basel 1956) bes. 256ff. Gegen alle diese Versuche ist einzuwenden, daß sie ausdrücklichen Zeugnissen musiktheoretischer Literatur widersprechen. Es ist verhältnismäßig leicht, aus den oft sehr vagen Angaben bei Platon die gewünschten Zahlenverhältnisse zu erhalten.

<sup>2</sup> op. cit. 13ff. Bezeichnend vor allem 19: «Und so ist Jahrtausende hindurch die musikalische Entwicklung in nicht geringem Maße durch eine Laune Platons, durch ein rein spekulatives Hirngespinnst bestimmt worden.»

Um diese einfachen Zahlenverhältnisse 2:1, 3:2, 4:3 herum hat sich frühzeitig eine exuberante Spekulation entwickelt, die nachher noch in ihren ersten Phasen zu betrachten ist. Es dürfte aber klar sein, daß sich diese Spekulation auch des Zahlenverhältnisses der Terz (5:4) bemächtigt hätte, wenn sie als symphon betrachtet worden wäre. Mit der aristoxenischen Systematik stimmt auch der Harmoniker Klaudios Ptolemaios (11, 1f.) völlig überein: ... *συμφωνίας δὲ ἡ αἰσθησις καταλαμβάνει τὴν τε διὰ τεσσάρων προσαγορευομένην καὶ τὴν διὰ πέντε, ὧν ἡ ὑπεροχὴ καλεῖται τόνος, καὶ τὴν διὰ πασῶν καὶ ἔτι τὴν τε διὰ πασῶν καὶ διὰ τεσσάρων καὶ τὴν διὰ πασῶν καὶ διὰ πέντε καὶ τὴν δις διὰ πασῶν.*

Die genannten Intervalle sind also für den empirischen Musiker wie für den theoretischen Harmoniker eine Gegebenheit, mit der sie rechnen. Unterschiede ergeben sich erst bei der von diesem Rahmen ausgehenden Dihärese der kleineren Intervalle, die von den Empirikern nach dem Ohr, von den Harmonikern a priori nach Zahlenverhältnissen festgelegt werden. Die äußern Töne des Tetrachordes, der Quarte, bleiben stehen. Sie sind die Fixpunkte, die beiden mittleren aber kommen je nach Tongeschlecht (enharmonisch, chromatisch, diatonisch) an eine andere Stelle zu stehen. Aristoxenos 57, 13 ff. D. R.: *αἱ δὲ τῶν γενῶν διαφοραὶ λαμβάνονται ἐν τετραχόρδῳ τοιούτῳ οἷον ἔστι τὸ ἀπὸ μέσης ἐφ' ὑπατῶν, τῶν μὲν ἄκρων μενόντων, τῶν δὲ μέσων κινουμένων ὅτε μὲν ἀμφοτέρων ὅτε δὲ θατέρου.* Porphyrios, in Kl. Ptol. H. 151, 16 D: *οἱ μὲν ἄκροι* (sc. des Tetrachordes) *ἑστῶτές εἰσι · λόγον γὰρ αἰεί ποτ' ἐπίτριστον ἔχουσι · οἱ δὲ μέσοι κατὰ τὰ γένη τῆς ἁρμονίας κινοῦνται*, vgl. auch 135, 26.

Die Rahmentöne des Tetrachordes bleiben also konstant eine Quarte. Die Harmonien unterscheiden sich einzig in der verschiedenen Dihärese dieses kleinsten symphonischen Intervalles. Darunter können natürlich auch Terzen vorkommen, aber sie gehören nicht zum Rahmen der Tonfolge, mit andern Worten: als symphon werden nur Töne betrachtet, die den festen Tetrachordrahmen bilden.

Zwei solche Tetrachorde nun, die verbunden sind durch den diazeuktischen Ganzton, erzeugen die Oktave. Dieser Ganzton wird eindeutig als Resultat der Oktaventeilung aufgefaßt, als Unterschied von Quinte und Quarte in der Oktave. Dies ist offenbar das Feld, innerhalb dessen sich alle Varianten ergeben. Es ist abgesteckt durch die stehenden Außentöne der beiden Tetrachorde der Oktave, oder es besteht, in Intervallen ausgedrückt, aus der Quarte, Quinte, Oktave und dem zwischen den Tetrachorden liegenden Ganzton. Diese symphonischen Töne sind ethisch neutral: (Aristoteles) Probl. XIX 919, 29ff. *ἡ συμφωνία οὐκ ἔχει ἦθος*, die beweglichen Töne innerhalb dieses Rahmens verleihen der jeweiligen Tonleiter ihren Charakter. Die griechische Konsonanz resultiert also aus der Teilung der Oktave (= *ἁρμονία*). Sie hebt den allen möglichen Harmonievarianten gemeinsamen Klangrahmen heraus. Mit der Aufgabe dieser variablen Harmonien in der späteren Musik wurde zwangsläufig der Sinn der Konsonanz verändert<sup>3</sup>.

<sup>3</sup> J. Handschin, *Der Toncharakter* (Zürich 1948) 69 (zit. nach Ahlvers 50 A 3) sieht ebenfalls, «daß mit 'Harmonie' im technischen Sinn die in Bezug auf ihren Bau analysierte Oktave bezeichnet wurde».



Vor Aristoxenos wurden in der Musiktheorie überhaupt nur die Oktave und die sie bildende Quarte und Quinte berücksichtigt. Das bezeugt auch Theophrast (bei Porphyrios in Ptol. Harm. 96, 21f.) *οἱ μὲν Πυθαγόρειοι τὴν μὲν διὰ τεσσάρων συμφωνίαν συλλαβὴν ἐκάλουν, τὴν δὲ διὰ πέντε δι' ὀξειῶν, τὴν δὲ διὰ πασῶν τῷ συστήματι, ὡς καὶ Θεόφραστος ἔφη, ἔθεντο ἁρμονίαν*. Hieraus entnehmen wir auch die älteren Namen der Grundintervalle. Ausdrücklich sagt Theophrast, daß die Oktave *τῷ συστήματι* durch die «Zusammenstellung, Zusammenfügung» der beiden Grundintervalle Quarte und Quinte *ἁρμονία* genannt worden sei. Um wirklich zu verstehen, was im Griechischen eine *ἁρμονία* ist, müssen wir diesen Hinweis ernst nehmen.

### Harmonie

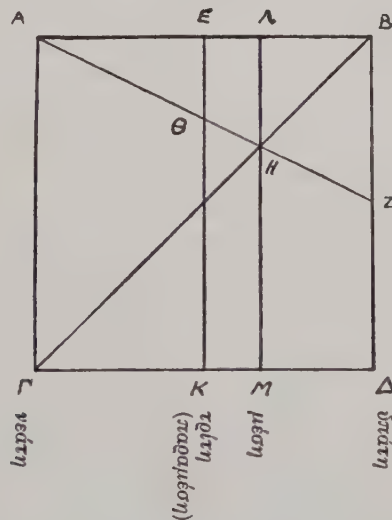
In der Tat gibt es eine Reihe Belege dafür, daß die Oktave *ἁρμονία* «Zusammenfügung» genannt worden war, daß sie als aus zwei aneinandergefügteten Tetrachorden bestehend aufgefaßt wurde. *Ἀρμονία* kann überhaupt nur in dieser Funktion musikalischer Terminus geworden sein<sup>4</sup>. Philolaos frg. 6, Z. 10 *ἁρμονίας δὲ μέγεθος ἐστὶ συλλαβὰ καὶ δι' ὀξειᾶν κτλ.*, s. S. 242. Platon Staat 443 D zählt als *δρὸν τρεῖς συμφωνίας* die Saiten *νεάτη*, *ὑπάτη* und *μέση* auf, welche die Oktave, Quarte und Quinte umfassen (*Ἀρμονία* = Oktave auch im Staat 617 b). Aristoteles bei (Plut.) *Περὶ μουσικῆς* 1139a: «Die Oktave (*ἁρμονία*) ist himmlisch, von Natur göttlich, schön und dämonisch. Sie ist potentiell vierteilig und enthält zwei Mittlere, das arithmetische Mittel und das harmonische usw. Denn in zwei Tetrachorden (*ἐν γὰρ δυοῖ τετραχόρδοις*) werden die Gesänge gegliedert.»

Übereinstimmend mit einer ganzen Reihe von Zeugnissen werden bei (Plut.) *Περὶ μουσ.* 1138b–1140a diese Intervalle nun mit den festen Zahlen 12, 9, 8, 6 ausgedrückt: *εἰκόνας χάριν* «des Bildes wegen», sollen 6 und 12 Einheiten gewählt werden für die längste und die kürzeste Saite, für die *ὑπάτη μέσων* und die *νήτη διεzeugμένων*. Die *μεταξὺ πίπτοντες*, deren Verhältnisse *ἐπίτριτος* und *ἡμιόλιος* sind, bekommen demnach die Zahlen 9 und 8. 1139a «Da nun diese Zahlen zwischen 6 und 12 liegen, *καὶ τοῦ διὰ πασῶν διαστήματος ἐκ τοῦ διὰ τεσσάρων καὶ τοῦ διὰ πέντε συνεσιῶτος*, und da die Oktave aus der Quarte und Quinte besteht, so ergibt sich klar, daß der *μέση* die Zahl 8 und der *παραμέση* die Zahl 9 zukommt.»

Warum wählt man übereinstimmend ausgerechnet diese Zahlen? Hätte es sich nur um die Verhältnisse der einzelnen Intervalle gehandelt, hätten ja die Einheiten

<sup>4</sup> E. Frank, op. cit. 273f. geht merkwürdig rasch darüber hinweg, daß sich bei Philolaos die echte alte Terminologie für *ἁρμονία* = Oktave erhalten hat. Er glaubt, der Ausdruck stamme aus Platon und setze die «Harmonie der Welt», einen «typisch platonischen Gedanken» voraus. Nun läßt sich aber zeigen, daß die «Harmonie der Welt» nur von der Harmonie als Oktave aus zu verstehen ist, daß also sowohl der Autor des Philolaosfragmentes wie auch Platon auf dieselbe Quelle zurückgehen müssen. Über die Echtheit eines *σύνγραμμα* des Philolaos ist damit freilich noch nichts ausgesagt, wohl aber über das hohe Alter von darin vorkommenden Vorstellungen.

1 bis 4 vollkommen genügt, denn die Oktave ist 2:1, die Quinte 3:2, die Quarte 4:3. Sobald aber die Teilung der Oktave in zwei Tetrachorde oder, griechischer gedacht, die Zusammenfügung, *ἁρμονία*, zweier Tetrachorde mittels des diazeuk-tischen Ganztones zur Oktave betrachtet wird, bleibt keine andere Möglichkeit. Überall da also, wo wir die Errechnung der Intervalle auf Grund dieser Zahlen zwischen 12 und 6 antreffen, handelt es sich um die Bestimmung der ursprünglichen *ἁρμονία* der Oktave. Bei Klaudios Ptol. (46 D) wird nun ein Instrument beschrieben, das meines Wissens noch nie zur Interpretation aller in Frage stehenden Stellen verwendet worden ist, der Helikon. Es sei ein Instrument *πεποιημένον τοῖς ἀπὸ τῶν μαθημάτων εἰς τὴν ἐνδειξιν τῶν ἐν ταῖς συμφωνίαις λόγων οὕτωςί πως*: «Sie zeichneten ein Quadrat *ABΓΔ* und halbierten die Seite *AB* und *BA* in den Punkten *E* und *Z* und verbanden die eine Ecke *A* mit dem Mittelpunkt der Seite *BA* mit *Z*. Durch *E* zogen sie eine Parallele zu *ΑΓ/ΒΔ*. Von *Γ* aus zogen sie die Diagonale zu *B*. Im Schnittpunkt der Diagonale und der Mittellinie *H* zogen sie eine Parallele zu *ΒΔ*. Wenn nun vier gleichlange gleichgespannte Saiten von *A* nach *Γ*, *E* nach *K*, *Α* nach *Μ* und *B* nach *Δ* gespannt werden und ein *ὑπαγωγεύς*, ein Steg, der Mittellinie *AZ* entlang geschoben wird, so werden die Saiten, bei *ΑΓ* = 12 Einheiten auf 9, 8 und 6 Einheiten verkürzt, so daß sich alle Konsonanzen und der Ganzton ergeben» usw.



Daß auch (Plutarch) und Aristoteles diesen Helikon bei ihrer Ableitung im Auge gehabt haben, ergibt sich aus dem entsprechenden Kapitel des Chalcidius in *Timaeum Platonis*, p. 190 Mullach, das, wie Lasserre<sup>5</sup> richtig sieht, auf eine gemeinsame Quelle für den aristotelischen Eudemos und (Plutarch) *Περὶ μουσικῆς*

<sup>5</sup> F. Lasserre, *Plutarch, De la musique* (Olt. Ausanne 1955) 167.



zurückgeht: *ut harmonici modulantes organa, inter duos extimanum fidium limites gravissimae ὑπάτης et acutissimae νήτης alias internectunt medias ...* Es folgen cap. XLI dieselben Verhältnisse mit den Einheiten 12 bis 6. Auch hier wird der Ganzton als Differenz von Quinte und Quarte errechnet: *rursumque duarum medietatum intervallum epogdoum est*. Im Prinzip die gleiche Aufstellung findet sich bei Aristides Quintilianus, p. 118.

Mit Hilfe dieses musiktheoretisch-geometrischen Modells des Helikons wird eine der schwierigsten Stellen der Epinomis schlagartig erhellt: 991a ff. Der Arithmetik wird das Verhältnis 1:2 zugeschrieben, der Geometrie das «Doppelte»<sup>6</sup> davon, 1:4, der zum «festen und tastbaren» Körper führenden Wissenschaft wiederum das Doppelte, 1:8. Nun fährt der Text weiter *ἡ δὲ διπλάσιον μὲν εἰς μέσον*, wo *διπλάσιον* in typisch pythagoreischer Weise «Oktave» bedeutet, weil ihr Verhältnis 2:1 ist. «Die Analogie der Oktave, des *διπλάσιον*, wendet sich *εἰς μέσον*, ἴσως δὲ τοῦ ἐλάσσονος πλέον ἑλαττόν τε τοῦ μείζονος, τὸ δὲ ἕτερον τῷ αὐτῷ μέρει τῶν ἄκρων αὐτῶν ὑπερέχον τε καὶ ὑπερεχόμενον – ἐν μέσῳ δὲ τοῦ ἐξ πρὸς τὰ δώδεκα συνέρη τό τε ἡμιόλιον καὶ ἐπίτριτον, in die Mitte, um gleichviel größer als das Kleinere wie kleiner als das Größere, das andere aber um den gleichen Teil seiner äußeren Grenzen größer und kleiner – zwischen 6 und 12 aber steht das *ἡμιόλιον* und das *ἐπίτριτον*». Das erste Mittel ist das arithmetische, die Saitenzahl 9, die um 3 kleiner als 12 und um 3 größer als 6 ist, das zweite ist das harmonische, das um ein Drittel von 12 (= 4) kleiner ist als 12 und um ein Drittel von 6 (= 2) größer ist als 6, also 8; 9:6 aber ist das *ἡμιόλιον* 3:2, 8:6 ist das *ἐπίτριτον* 4:3. Nun fährt der Text weiter: *τούτων αὐτῶν ἐν τῷ μέσῳ ἐπ' ἀμφοτέρα στρεφομένη τοῖς ἀνθρώποις σύμφωνον χρεῖαν τε καὶ ἁρμονίας χάριν εὐδαίμονι χορεία Μουσῶν δεδομένη* «die Analogie aber in ihrer Mitte, die sich nach beiden Seiten wendet, gibt den Menschen den Nutzen der Konsonanz und dem seligen Tanz der Musen die Gunst der 'Oktave'»<sup>7</sup>. Wir müssen hier dasselbe Modell des Helikons voraussetzen. Der rätselhafte Ausdruck *τούτων αὐτῶν ἐν τῷ μέσῳ ἐπ' ἀμφοτέρα στρεφομένη* findet seine Erklärung im Philolaosfragment 6: *ἁρμονίας δὲ μέγεθος ἐστὶ συλλαβὰ καὶ δι' ὀξεῖαν* «der Umfang der Oktave (der 'Fügung') ist eine Quarte und eine Quinte». *τὸ δὲ δι' ὀξεῖαν μείζον τᾶς συλλαβᾶς ἐπογδόω* «Die Quinte ist um das *ἐπὶ ὀγδοον* größer als die Quarte». *ἔστι γὰρ ἀπὸ ὑπάτας ἐπὶ*

<sup>6</sup> Über die Bedeutung von *διπλάσιον* vgl. van der Waerden, *Erw. Wissenschaft* 258. Die mathematische Bezeichnung «harmonisches Mittel» ist nur vom Ansatz *ἁρμονία* = Oktave aus zu verstehen. Sie gilt ursprünglich für die Beziehungen der drei Zahlen des Helikons 12, 8, 6, mit andern Worten: nur die Zahl 8 ist harmonisches Mittel, weil sie die Saitenzahl der *μέση* ist, welche die Oktave = *ἁρμονία* in die Intervalle Quarte und Quinte teilt. Die pythagoreische Gleichsetzung des Würfels mit der *ἁρμονία* der Oktave, welche die Epinomisstelle voraussetzt, ist nur von diesen Zahlenverhältnissen der Oktaventeilung aus verständlich. Die Eckenzahl (8) ist das harmonische Mittel der Kanten (12) und der Flächen (6). Allgemein mathematisch formuliert hieß das «harmonische» Mittel *ὑπεναντία*.

<sup>7</sup> Anders B. von der Waerden, op. cit. 259: «Wenn man, ausgehend von dem Verhältnis 3:2, noch einmal ein arithmetisches oder harmonisches Mittel bildet, so erhält man die Verhältnisse 5:4 und 6:5. Oder in der Sprache der Musiklehre: Die Quinte wird in große und kleine Terz geteilt.»

μέσσαν συλλαβά, ἀπὸ δὲ μέσσας ἐπὶ νεάταν δι' ὀξειᾶν, ἀπὸ δὲ νεάτας ἐς τρίταν συλλαβά, ἀπὸ δὲ τρίτας ἐς ὑπάταν δι' ὀξειᾶν· τὸ δ' ἐν μέσῳ μέσσας καὶ τρίτας ἐπόγδοον.

Setzen wir zu den Saiten des Helikons (s. o. S. 241) die Bezeichnungen des Philolaos ein, so ergibt sich, daß zuerst die Verhältnisse am Helikon von rechts nach links für die μέση angegeben werden, dann von links nach rechts für die τρίτη, was genau dem Ausdruck in der Epinomis entspricht: ἐπ' ἀμφοτέρα στρεφόμενη, wodurch sich das Intervall zwischen τρίτη und μέση (τούτων αὐτῶν ἐν τῷ μέσῳ) als ὑπεροχή, als Differenz der Quinte und Quarte ergibt. Als Diazeugma verbindet dieser Ganzton die beiden Tetrachorde zur 'ἁρμονία' der Oktave.

Nun kann natürlich diese ἁρμονία, diese Oktave, von jedem Ton aus angesetzt werden, wobei aber die beweglichen Intervalle je nach τόπος<sup>8</sup> andere Werte bekommen. «Oktaven», die in die beiden Tetrachorde gegliedert sind, bleiben sie trotzdem. Sie werden bekanntlich nach einzelnen Stämmen genannt, z. B. Pratinas 5 Αἰολίς ἁρμονία, Pind. Nem. IV 45 Ἀυδία σὺν ἁρμονίᾳ, Platon Staat 398 e μειζολυδιστί, συντονολυδιστί, ἰαστί, λυδιστί, δωριστί, φρυγιστί. Diese Bezeichnungen setzen ἁρμονία als «Oktave» schon voraus. Allen Oktavengattungen gemeinsam ist das Grundschema der festen Töne der beiden durch den ἐπόγδοος verbundenen Tetrachorde, dieser Rahmen ist also auch die Quelle aller ἁρμονίαι. Eines der beiden Damonzitate bei Platon findet nun auch seine sichere Deutung und kann uns helfen, die Theorie chronologisch zu fixieren. Staat 400 a εἰ μὲν γὰρ τρεῖς ἅττα ἐστὶν εἶδη ἐξ ὧν αἱ βάσεις πλέκονται, ὥσπερ ἐν τοῖς φθόγγοις τέτταρα, ὅθεν αἱ πᾶσαι ἁρμονίαι ... Es ist nach Platon Philebos 17 d<sup>9</sup>, Porphyrios in Ptol. Harm. 37, 25, Gellius 16, 17, Plutarch Quaest. conv. 657 b bezeichnend für die Harmoniker, daß sie die Verhältnisse der symphonischen Intervalle auch bei den rhythmischen Elementen wiederfinden, wofür hier nur Porphyrios zitiert sei (in Ptol. Harm. 37, 25): καὶ πάλιν δόξουσι δὲ καὶ οἱ κανονικοὶ συνεπιμαρτυρεῖν τὸ αὐτὸ τοῦτο, λέγω δὲ τὰς συμφωνίας καὶ τοὺς ποδικοὺς λόγους ἔχειν τὸ συγγενὲς καὶ οἰκεῖον. τὰς τε γὰρ συμφωνίας ὑπὸ τῶν λόγων τούτων γίνεσθαι νομίζουσι, τὴν μὲν διὰ τεσσάρων ὑπὸ τοῦ ἐπιτρίτου, τὴν δὲ διὰ πέντε ὑπὸ τοῦ ἡμιολίου, <τὴν δὲ διὰ πασῶν ὑπὸ τοῦ διπλασίου>, τὴν δὲ διὰ πασῶν καὶ διὰ πέντε ὑπὸ τοῦ τριπλασίου. Das zuletzt genannte Intervall kommt freilich für Damon nach Aristoxenos (s. o. S. 238) noch nicht in Betracht; die τρεῖς ἅττα εἶδη der βάσεις sind demnach der Epitrit, das Hemiolion und das Diplasion, τὰ ἐν τοῖς φθόγγοις τέτταρα ὅθεν αἱ πᾶσαι ἁρμονίαι aber sind die drei symphonischen Zahlenverhältnisse und der diazeuktische Epogdoos, die Quelle aller «Oktavenarten».

<sup>8</sup> J. Lohmann, *Der Ursprung der Musik*, Archiv für Musikwissenschaft 16 (1959 H. 1/2) 148ff. über τόπος im Anschluß an O. J. Gombosi, *Tonarten und Stimmungen der antiken Musik* (1939).

<sup>9</sup> Es muß festgehalten werden, daß Platon im *Philebos* 17 c/d ausdrücklich frühere Lehre vorträgt: οἱ πρόσθεν παρέδοσαν ἡμῖν τοῖς ἐπομένοις ἐκεῖνοις καλεῖν αὐτὰ ἁρμονίας und so schon 16 c. Der Unterschied zwischen Harmonikern und Musikern ist bereits vorplatonisch (vgl. Verf., Glotta 38, H. 1/2 *Das Modell der griechischen Logik*). Die bisherigen Interpretationen von Platon Staat 400a sind bequem bei Ahlvers, op. cit. 30f. zusammengestellt.



### *Tetraktys*

#### *Harmonie der Seele*

Schon sehr früh muß auch die Seele als eine Harmonie betrachtet worden sein. Spuren dieser Auffassung finden sich schon bei Heraklit B 67 a, wonach die Seele mit dem Körper *firme et proportionaliter iuncta est*. Aus den erhaltenen Fragmenten Heraklits läßt sich allerdings nicht ersehen, wie weit wirklich die Harmonie als Oktave dahinter steht. Deutlicher wird es bei Empedokles, von dem Aristoteles in *De anima* I 4, 408 a 13 sagt, er lehre *τὸν λόγον τῆς μίξεως εἶναι τὴν ψυχὴν*, das Mischungsverhältnis (sc. der Elemente im Körper) sei die Seele, oder *ὁ δὲ τῆς μίξεως λόγος ἁρμονία καὶ ψυχὴ*. Ist *ἁρμονία* hier nun auch als «gegliederte Oktave» zu verstehen? Die Interpretation von (Hippokrates) *Περὶ διαίτης* I 7 ff.<sup>10</sup>, welche dieselben medizinischen Vorstellungen enthält, kann darüber keinen Zweifel lassen. Danach sucht die Seele immer das Gleichgewicht der Elemente im wachsenden Körper herzustellen. Wenn der gewachsene Körper keinen Raum mehr findet, ändert er seinen Platz, *χώρην δὲ ἀμείψαντα καὶ τυχόντα ἁρμονίης ὁρθῆς, ἐχούσης συμφωνίας τρεῖς, συλλαβὴν, δι' ὁξέων, διὰ πασέων ζῶει καὶ αὔξεται τοῖσιν αὐτοῖσιν οἷσιπερ καὶ πρόσθεν*. *ἦν δὲ μὴ τύχη τῆς ἁρμονίης μηδὲ σύμφανα τὰ βαρέα τοῖσιν ὁξέσι γένηται ἐν τῇ πρώτῃ συμφωνίῃ ἢ τῇ δευτέρῃ ἢ τῇ διὰ παντός, ἐνὸς ἀπογενομένου πᾶς ὁ τόνος μάταιος. οὐ γὰρ ἂν προσασέσαι*. Wie schon Wehrli zu Dikaiarch frg. 11 gezeigt hat, geht diese Auffassung der Seele als Harmonie der den Körper bildenden Elemente auf die pythagoreisierenden Ärzte zurück. Die aus *Περὶ διαίτης* ausgeschriebene Stelle, die terminologisch völlig mit Philolaos übereinstimmt, beweist, daß mit der Harmonie der Seele nicht irgendeine unverbindliche «passende Mischung» der Elemente gemeint ist, sondern die Verhältnisse der musikalischen Harmonie, der «Oktave». Wenn wir bedenken, daß nach Aristoteles Empedokles der erste ist, der von den vier *στοιχεῖα* gesprochen hat als *ἐν ὅλῃς εἶδει*, so dürfen wir daraus nehmen, daß vorher die *στοιχεῖα* immateriell gewesen sind, also wohl diese Verhältnisse selbst, wie denn auch Aristoteles über Platons «Seelenmischung» im *Timaios* von den vier *στοιχεῖα* spricht und damit eindeutig die «Verhältniszahlen der symphonischen Intervalle der 'Oktave'» (und nur dieser!) meint (vgl. auch [Plut.] *Περὶ μουσικῆς* und Verf., *Stoicheion*, Glotta 34, 161–174), *De anima* I 404 b 16 *τὸν αὐτὸν δὲ τρόπον καὶ Πλάτων ἐν τῷ Τιμαίῳ τὴν ψυχὴν ἐκ τῶν στοιχείων ποιεῖ*. Aristoteles begründet dies mit dem Zusatz: *γιννώσκεσθαι γὰρ τῷ ὁμοίῳ τὸ ὅμοιον*. Dieser pythagoreische Grundsatz erklärt, wie man sich das Verhältnis der «Oktave» zur Seele dachte: Weil die Seele die Symphonie der Oktave, der «Harmonie», unmittelbar wahrnimmt, ist sie selber eine *ἁρμονία*<sup>11</sup>. Die pythagoreisierenden Ärzte aber haben daraus das Mischungsverhält-

<sup>10</sup> Diese Kompilation älterer Lehren wird als Ganzes von W. Jäger (vgl. auch F. Heintzmann, *Nomos u. Physis* 153) in die Mitte des 4. Jahrhunderts datiert.

<sup>11</sup> Aristides Quintilianus 103 trägt als Lehre der *παλαιοί* vor: *ὥς ἁρμονία τις ἢ ψυχὴ, καὶ ἁρμονία δι' ἀριθμῶν* «und zwar eine Harmonie in Zahlen» *καὶ μὲν τοι καὶ ἡ κατὰ μουσικὴν ἁρμονία διὰ τῶν αὐτῶν ἀναλογιῶν συνεστῶσα. κινουμένων δὲ τῶν ὁμοίων καὶ τὰ ὁμοιοπαθῆ συγκινεῖται*. Vgl. Verf., *Mimesis in der Antike* 90 und passim über diesen Motivzusammenhang.

nis der vier Elemente Feuer, Wasser, Luft, Erde gemacht. Beide Auffassungen bleiben nebeneinander weiter bestehen, wie Platon im Phaidon und in der oben angeführten Stelle aus dem Staat beweist, wo nur die musikalische Harmonie der Oktave gemeint ist. Die «Harmonie der Seele» setzt also die *ἀρμονία* als Oktave voraus.

### *Harmonie des Kosmos*

Die platonische und nachplatonische Sphärenharmonie ist bereits ein sehr entwickeltes und kompliziertes Gebilde. Mit Recht ist schon gesagt worden, es sei undenkbar, daß die acht Töne der Tonleiter, wie sie bei Platon mit den Planetenbahnen verbunden sind, einen Zusammenklang bilden sollten<sup>12</sup>. Tatsächlich ist die ursprüngliche Harmonie des Kosmos viel einfacher. Wiederum sind in ihr nur die drei Hauptintervalle Quart, Quinte, Oktave anzutreffen. Die Verhältniszahlen dieser symphonischen Intervalle halten die drei Bereiche des Kosmos, Erde, Mond und Olympos, zusammen, wie schon in der Schrift *Περὶ ἑβδομάδων* cap. 2 zu sehen ist: ἡ μὲν γῆ οὕσα μέση καὶ ὁ Ὀλυμπος κόσμος ὑπατος ὢν αἰεὶ ἀκίνητά ἐστιν. ἡ δὲ σελήνη μέση οὕσα συναρμολογεῖ αὐτάς<sup>13</sup>. Der Mond ist die *μέση* zwischen der *νεάτῃ* der Erde und der *ὑπάτῃ* des Olympos. Noch in späterer, bereits wissenschaftlicher Astronomie wirkt diese pythagoreische Auffassung nach, bei Eudoxos, *Ars astronomica*, ed. Fr. Blass (Kiel 1887) S. 24 *μείζων ἄρα ἔσθ' ὁ ἥλιος τῆς σελήνης, ἡ σελήνη δὲ τῆς γῆς, ὅσῳ ἡ διὰ πέντε τῆς διὰ τεσσάρων συμφωνί[ε]ας*.

Größe und Abstand dieser Gestirne, und nur dieser sind Funktionen der Intervallzahlen, die ihnen zugeschrieben sind. Freilich wirkt diese Lehre im Werk des Eudoxos wie ein erratischer Block. Sie wäre nach Blass eher eines stoischen Philosophen als eines ernsthaften Wissenschaftlers würdig.

Diese früheste Form der Kosmosharmonie, nicht die weiterentwickelte Platons, kritisiert Philodem in *Περὶ μουσικῆς* K 100, 9ff.

καὶ γὰρ δι-  
δόσ[θω] τὸ τ[ῆ]ν ἡλίου καὶ σελήνης κίν[η]σι[ν]  
καὶ διάστασιν ἀνα[λο]γεῖ[ν] [τῇ] τῶν φθόγγων  
καὶ τὸν [ε]ῳδιακὸν τῇ τοῦ κανόνος καταδιαίρεσει ...

<sup>12</sup> Martin, *Études sur le Timée* II 37.

<sup>13</sup> Das Zeugnis von *Περὶ ἑβδομάδων* ist um so kostbarer, weil keine Spur der späteren Sphärenharmonie darin festzustellen ist. Der Autor hätte sich die Siebenzahl der Planeten und Tonsaiten nicht entgehen lassen, wenn diese Art Sphärenharmonie zu seiner Zeit schon möglich gewesen wäre. W. Kranz, *Kosmos und Mensch in der Vorstellung des frühen Griechentums* (Göttingen 1938) 144 A 2 meint, man dürfe im Zitat aus *Περὶ ἑβδομάδων* nicht ein musikalisches Verhältnis sehen, «höchstens eine Vorstufe dazu». Hier wie bei Frank herrscht die Meinung, es habe vorerst eine «Harmonie» ganz allgemeiner Art gegeben, die später dann zur *ἀρμονία* der Oktave geworden sei. Diese Vorstellung ist bedeutungsgeschichtlich undenkbar. In *Πρὸς τοὺς ἀριθμητικούς* 3–10 kritisiert Sextus Empiricus die frühe Kosmosharmonie der Pythagoreer (6) ὡς γὰρ τὸν ὅλον κόσμον κατὰ ἀρμονίαν λέγονσι διοικεῖσθαι, οὕτω καὶ τὸ ζῶον ψυχόσθαι. δοκεῖ δὲ ἡ τέλειος ἀρμονία ἐν τρισὶ συμφωνίαις λαμβάνειν τὴν ὑπόστασιν τῇ τε διὰ τεττάρων καὶ τῇ διὰ πέντε καὶ τῇ διὰ πασῶν. Die vorplatonischen Zeugnisse gestatten keinen genaueren Einblick in diese Parallelisierung von Kosmos und Seele, doch läßt sich am Aufbau der Welt und der Seele auf den Intervallen der Oktave nicht zweifeln. Vermutlich ist die Dreiteilung der Seele in *νοῦς*, *θυμός* und *ἐπιθυμία* und Dreiteilung des Kosmos in Olympos, Uranos und Gḗ Voraussetzung dafür; vgl. Platon *Staat* 443d und Klaudios Ptol. 95/96 D.



Hier liegt nun ganz offensichtlich das viel primitivere Weltbild vor, das für die Kosmosharmonie nur Erde, Mond und Sonne bzw. den Olympos braucht. K 101 verrät Philodem auch deutlich die Herkunft dieser Kosmosharmonie ...

ᾧ [φ]ασιν παρὰ τινων Πυθαγ[ορεί]ων διαδ[ε]  
γμ[ε]νο[ι] τ[ιν] ἐς ἀπειρομοῦσιν<sup>14</sup>.

Hier sollen die Xenokratesfragmente, die offenkundig an diese frühen Spekulationen anknüpfen, nicht zur Stütze herbeigezogen werden. Von diesen Zeugnissen aus gesehen, erweist sich die Platonische Sphärenharmonie als eine Modernisierung, als eine Form, die entstanden ist, weil jetzt Rücksicht zu nehmen war auf inzwischen neu gewonnene Erkenntnisse. Der Sinn der Kosmosharmonie wird allerdings dadurch völlig verändert.

### *Pythmen / Stoicheion*

Zwischen beiden Ausdrücken bestehen sehr merkwürdige Beziehungen. Sie sollen hier, soweit sie mit der ἁρμονία = Oktave zusammenhängen, noch geklärt werden. Der spät wörtlich überlieferte, wohl aber sehr alte Eid der Pythagoreer lautet (Diels 58, 455)

οὐ μὰ τὸν ἀμετέρα κεφαλῇ παραδόντα τετρακτὴν  
παγὰν ἀενάου φύσεως ῥίξωμά τ' ἔχουσιν.

Von Nikomachos von Gerasa werden die vier im Helikon angeordneten Saiten, die also die «Urharmonie», die «Oktave» darstellen, ausdrücklich als die *πρώτη τετρακτὺς* der Pythagoreer angesprochen: Exc. Nic. 7, Mus. script. Jan p. 279 *τετρακτὺς τὴν τῶν συμφωνιῶν πηγὴν ἔχουσα ἀναφαινομένην τῶν ς (6), η (8), θ (9), ιβ (12) ὑπάτης τε καὶ μέσης καὶ νήτης καὶ παραμέσης ἔχουσα λόγον καὶ τὸν ἐπὶ γδοον περιλαμβάνουσιν*<sup>15</sup>. Archytas und Didymos haben nach Porphyrios in Ptol. Harm. I 6, 107 D von ihren pythagoreischen Vorgängern überliefert, sie hätten die *πρῶτοι λόγοι* der symphonen Intervalle *πυθμένες* genannt. Aus dem Referat geht nicht mit Sicherheit hervor, ob nur die Zahlen 1–4 so genannt wurden oder jedes symphone Verhältnis, das aus ihnen gebildet ist. Jedenfalls werden diese ersten Zahlen nur so genannt, weil sie die symphonen Verhältnisse bilden<sup>16</sup>. In der handgreiflich pythagoreischen Errechnung der Hochzeitszahl, Staat 546 c, jedenfalls steht der Ausdruck *ἐπίτριτος πυθμήν* für das Verhältnis 4:3, aber zugleich auch für die Zahlen 4 und 3. Der Zusammenhang bei Platon dürfte die Erklärung liefern: 4 und 3 sind die Kathetenzahlen des idealen rechtwinkligen Dreiecks, dessen Hypotenuse die rationale Wurzel 5 ergibt. Geometrisch wurden die Verhältnisse an den

<sup>14</sup> Verf., *Mimesis in der Antike* 155.

<sup>15</sup> P. Boyancé, REA 40 (1938) 305–316. Die Tatsache, daß es in Delphi eine Tradition gab (Plutarch *Quaest. conv.* IX 14), wonach die Musen (oder Sirenen) in der Dreizahl waren und *Ὑπάτη*, *Μέση* und *Νήτη* hießen, verknüpft Boyancé mit dem Satz aus dem pythagoreischen Katechismus *τί ἐστὶ τὸ ἐν Δελφοῖς μαντεῖον; τετρακτὺς. ὅπερ ἐστὶν ἡ ἁρμονία ἐν ᾗ αἱ Σειρήνες*. Er schließt daraus, daß die Tetraktys «un ensemble de quatre cordes» waren. Wir erkennen jetzt, daß es die vier festen Töne der gegliederten Oktave sind, wie sie am Helikon aufgewiesen worden waren, nicht die Saiten der Leier, wie B. glaubt.

<sup>16</sup> Vgl. auch Eudemos fr. 142 Wehrli.

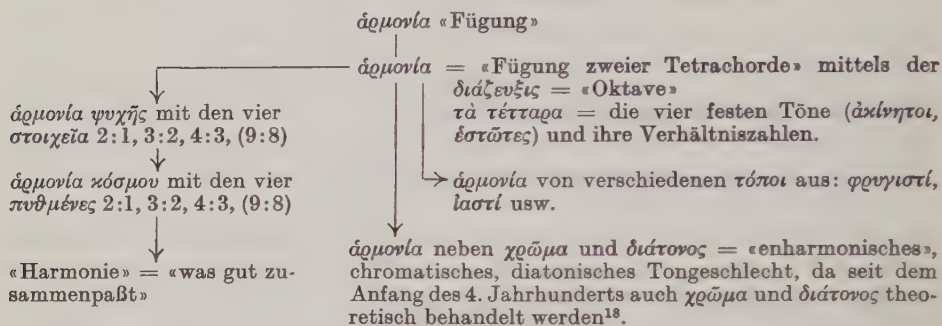
Seiten rechtwinkliger Dreiecke dargestellt. Als Verhältnisse der «Oktave» sind sie aber *πυθμένες*, «Wurzeln» des Seins und der Welt (daher im Eid auch *ῥίζωμα*), am Dreieck aber die «Wurzeln» der über ihnen errichteten Quadrate. Der moderne mathematische Ausdruck «Wurzel» hängt also noch unmittelbar mit der Kosmos-spekulation der frühen Pythagoreer zusammen. *Στοιχεῖα* wurden eben die vier Verhältnisse aber im Hinblick auf alle aus dem Grundrahmen der in zwei Tetrachorde geteilten Oktave hervorgehenden Harmonien genannt; die vier *στοιχεῖα* waren also die «Reihenbildenden». Platon baut die idealen Körper im Timaios nach Möglichkeit aus Dreiecksflächen auf, und nur diese Dreiecke sind für ihn *στοιχεῖα*, nicht etwa die daraus resultierenden Körper. Wesentliches *στοιχεῖον* aber ist dasjenige Dreieck, dessen Hypotenuse das Doppelte der kürzeren Kathete ist, also das halbierte gleichseitige Dreieck. Das Vorgehen Platons ist denkbar primitiv und steht in eklatantem Widerspruch zur neuesten Erkenntnis, die ebenfalls im Timaios vorausgesetzt wird, zur Konstruierbarkeit der fünf regulären Körper innerhalb der Kugel. Meines Erachtens ist der Schluß nicht abzuweisen, daß Platon hier einem weit archaischeren Verfahren des Aufbaus der Körperwelt aus der Oberflächenvergleichung folgt, einem Verfahren, das tatsächlich einmal ein Stück weit zur Begründung der Mathematik benützt worden war. Es war der Versuch, Arithmetik, Geometrie und Astronomie auf Grund der Proportionen der Musik aufzubauen. *Στοιχεῖα*, «Verhältnisse», hießen daher diese ersten Versuche einer innern Durchdringung der jungen Wissenschaft. Der Titel blieb, füllte sich aber mit einem ganz neuen Gehalt. Bald bedeutete er nur noch Axiomatik der Mathematik allein<sup>17</sup>. Zur Zeit des Hippias von Elis war diese innere Verbindung der Wissenschaftsbereiche erkannt, denn dieser Sophist führt als erster die *τέχναι* Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik in das Erziehungsprogramm ein. Die *ἀναλογίαι* der Musik sind auch noch in der «Epinomis» das starke Band, der *συνδεσμός*, der Arithmetik, Geometrie, Stereometrie, Astronomie und Musik zusammenhält.

Am Anfang der «Harmonie» in der Musik steht also nicht eine verschwommene Vorstellung von irgend etwas Wohlgefügem, sondern eine präzise formulierbare Situation: die «Zusammenfügung» zweier Tetrachorde zur Oktave als Quelle aller Harmonien = Oktavenarten. Erst im Gefolge der *ἀρμονία ψυχῆς* und der Umdeutung der vier Grundverhältnisse in die vier *Stoicheia* des Empedokles, sowie der

<sup>17</sup> Daher kommt es, daß man nur auf zwei Wissensgebieten *Στοιχεῖα* als Werktitel kennt, in der Akustik und in der Mathematik. *Στοιχειωτής* ist Euklid als Akustiker und Geometer: Porphyrios *H. Ptol.* 92, 29f. *καὶ αὐτὸς ὁ Στοιχειωτὴς Εὐκλείδης ἐν τῇ τοῦ Κανόνος κατατομῇ...* Aus Porphyrios 94, 24ff. geht hervor, daß Eukleides als Verfasser der musikalischen Schriften so genannt wurde: *Ἀρχῆτα τε καὶ Διονυσίω καὶ αὐτῷ τῷ Στοιχειωτῇ καὶ ἄλλοις πολλοῖς κανονικοῖς*, ebenso Proclus *Comm. in Eucl.* 68, 23ff. *τοιαῦται δὲ καὶ αἱ κατὰ μουσικῆν στοιχειώσεις*, vgl. Porphyrios 22, 20 *ἐν τῇ Πυθαγορικῇ τῆς μουσικῆς στοιχειώσει* (vgl. das in meinem Aufsatz *Stoicheion* 171 zum Ausdruck *κανόνι στοιχεῖν* Gesagte). In den Scholien zu Eukl. *Elementen*, Buch V Heiberg V 280 wird ausdrücklich gesagt, die Analogie sei das die Geometrie, Arithmetik, Musik und überhaupt die ganze Mathematik verknüpfende Band, und noch Eratosthenes glaubte, die Analogie sei das einigende Band aller mathematischen Gebiete: Proclus *In Elem.* I Prolog. 43, 22.



Veränderung der ursprünglich sehr einfachen kosmischen Harmonie in die Harmonie der Sphären, verliert *ἀρμονία* ihre charakteristische Bedeutung und wird schließlich ganz einfach zu etwas, was «gut zusammenpaßt». Die Bedeutungsentwicklung von *ἀρμονία* stellt sich nach dem Gesagten folgendermaßen dar:



<sup>18</sup> Handschin in dem Anm. 3 zitierten Werk: «Es scheint nämlich, daß die Oktavgattungen theoretisch erst im enharmonischen Geschlecht aufgestellt wurden.» Daher der Name «enharmonisch». B. Meyer, *Ἀρμονία* (Diss. Freiburg 1932) diskutiert die Fülle der Bedeutungen von *ἀρμονία*, ohne sie semasiologisch zu gruppieren.

## Spartanischer Krieger

Von Hansjörg Bloesch, Winterthur

Todesmutig, den durch Zucht und Entbehrung gestählten Körper dem Feinde entgegengestemmt, mit grimmigem Blick die Blöße des Gegners erspähend – so lebt der spartanische Krieger in unserer von den Liedern des Tyrtaios und den Taten des Kleomenes und Leonidas genährten Vorstellung. Auch die bildliche Überlieferung in Plastik, Bronzen und Vasen hat Züge dieses spartanischen Kriegertums bewahrt, so im prächtigen, muskulösen Torso des sogenannten Leonidas aus Sparta, im Elan des angreifenden Kriegers aus Dodona oder im unbeirrten Vormarsch der Krieger von Vix<sup>1</sup>.

Nicht weniger echt spartanisch aber ist das Bild des Kriegers, das die archäologische Sammlung der Universität Zürich beherbergt<sup>2</sup> und das einen heiteren Aspekt desselben Themas vermittelt. Es handelt sich um eine vollgegossene Bronze-Statuette von kleinem Format (Höhe 9,3 cm) und ziemlich untersetzter Statur. Sie ist in kurzer Schrittstellung und aufrechter Körperhaltung, aber mit etwas vorgeneigtem Kopf wiedergegeben und wendet sich nach ihrer Linken. Die Bewaffnung besteht aus Helm und Beinschienen, ursprünglich kamen noch der Schild und die Lanze hinzu. An der rechten Wade ist ein nicht ausgeflickter Gußfehler. Beide Enden des Helmbusches sind etwas verbogen, und die Oberarme sind leicht bestoßen. Sonst ist die Oberfläche von guter Erhaltung und mit ihrer schwärzlichen Patina von bemerkenswerter Frische.

Die etwas kurz geratenen Körperformen unseres Kriegers sind in ihrer rundlichen Fülle so weich gepolstert, daß im Verein mit der martialischen Ausrüstung und dem borstigen Kinnbart eine wunderliche Mischung kindlicher und erwachsener Art entstanden ist. Diese lag natürlich nicht in der Absicht des Bronzebildners, konnte aber leicht entstehen, wo die kunstfertige Hand gewohnt sein mochte, jugendliche Körper zu formen. Beispiele sind im näheren Umkreis unserer Statuette in mehreren Stilvarianten und in unterschiedlicher Qualität vorhanden<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> «Leonidas»: A. M. Woodward, BSA 26 (1923/25) 253 ff. Tf. 18–20; H. Riemann, *BrBr* 776–778. Krieger aus Dodona, Berlin: K. A. Neugebauer, *Die griech. Bronzen der klass. Zeit und des Hellenismus* Nr. 46 Tf. 25. Bronzekrater mit Kriegerfries aus Vix, Châlons-sur-Seine: R. Joffroy, *La tombe de Vix*, Mon. Piot 48 (1954); P. Amandry, *Autour du cratère grec de Vix*, RA 1954, 125 ff.; A. Rumpf, *Krater lakonikos*, in «Charites» (Festschrift E. Langlotz) 127 ff.

<sup>2</sup> Inventar Nr. 2158. C. Bursian, ASA 1869, 38, Tf. 5 Abb. 5; O. Benndorf, *Die Antiken von Zürich*, Mitt. Antiq. Ges. 17 (1872) 129 Nr. 18; R. Ulrich und A. Heizmann, *Catalog der Sammlungen der antiq. Ges. in Zürich* (1890) 11 Nr. 2870; H. Blümner, *Führer durch die archäol. Sammlung der Univ. Zürich* (1914) 117 Nr. 2027. Legat von Sal. Pestalozzi, «wahrscheinlich aus Oberitalien».

<sup>3</sup> Vergleichbar sind der robuste Kuros in Olympia, *Inv. B 2400*, E. Kunze, *5. Olympia-Bericht* (1956) 97 ff. Tf. 52–53; der Speerkämpfer aus Dodona, J. M. Cook, *JHS* 73 (1953)



Untersetzten und dadurch etwas großköpfig wirkenden Gestalten begegnen wir innerhalb der lakonischen Plastik hin und wieder, so am Kämpfer aus Ktouri, am helmlosen Krieger in Berlin und an dem von Charillos geweihten Hopliten in Athen<sup>4</sup>. Die zwei ersten bilden zusammen mit dem seltsam hochbeinig proportionierten Krieger aus Dodona und dem Herakles in Kassel<sup>5</sup> eine frühe Gruppe etwas ungeschlachter männlicher Bronzen lakonischen Stils.

Als ebenfalls früh und sicher noch in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts entstanden ist der feingliedrige Kuros aus Olympia erkannt worden, dem unter den Kriegerstatuetten nach Haltung und Körperbau die hervorragende Bronze aus Südarabien entsprechen dürfte. Etwas wuchtiger, im Zeitstil der vierziger Jahre, ist die Erscheinung des Kriegers vom samischen Heraion. Das soeben genannte Weihgeschenk des Charillos ist gegenüber diesen Gestalten von einer spritzigeren Lebendigkeit und findet hierin und im kargen Körpervolumen seine nächsten Verwandten in dem von Nikias geweihten Krieger und im Hopliten aus Messenien sowie im bekränzten Knaben vom Amyklaion. Diese Gruppe von Figuren gehört schon ins späte 6. Jahrhundert, es sind im Auftreten und in ihrer Spannkraft Zeitgenossen der attischen Krieger und Jünglinge der Leagroszeit. Hier, oder gar in den folgenden Jahren, die auf der einen Seite äußerste Verfeinerung wie beim New Yorker Knaben, auf der andern Seite eine neue Fülle männlicher Kraft wie beim Athener Apollon bringen, findet unser Krieger keinen Platz<sup>6</sup>. Er muß aus der Zwischenzeit stammen, die vielleicht noch in den vierziger Jahren durch den robusten Jüngling in Olympia eingeleitet wird und über den Speerkämpfer aus Dodona und den Hydrienträger aus Phoiniki bis zu ihm hin führt, etwa in die Jahre um 520 v. Chr. Daß bei dieser Anordnung stilistisch faßbare Zusammenhänge vielleicht allzu einseitig chronologisch ausgewertet werden, ist in Kauf zu nehmen.

121 Abb. 10; und der vergnügte Knabe mit dem Hahn, *Athen NM* 13056, C. Zervos, *L'art en Grèce*<sup>2</sup> Abb. 208 und 210, E. Kunze a. a. O. 98 mit Anm. 2 und S. 102. Kindlich rund gebildete Körperformen mit einem betagten Kahlschädel verbunden ergeben einen ähnlich heiteren Effekt wie bei unserm Krieger am Hydrienträger aus Phoiniki, *Athen NM* 7614, E. Langlotz *FB* Tf. 48 f; R. Hampe, *1. Olympia-Bericht* (1936/37) 78 Abb. 40; J. D. Beazley, *Potter and Painter* 7 Tf. 2, 2.

<sup>4</sup> Kämpfer aus Ktouri: Y. Béquignon, *BCH* 56 (1932) 174ff. Tf. 10; C. Zervos, a. a. O. Abb. 216–218. Helmloser Krieger Berlin, aus Olympia: K. A. Neugebauer, *Die minoischen und archaisch griechischen Bronzen* Nr. 161 Tf. 21. Charillos: *Athen NM* 7598, L. Julius, *AM* 3 (1878) 16ff. Tf. 1, 2; beste Abb. bei W. Lamb, *Greek and Roman Bronzes* Tf. 28a; weitere Literatur bei Ch. Karusos in «Charites» 36 mit Anm. 17.

<sup>5</sup> Krieger aus Dodona: *Athen NM* 15174, *Praktika* 1930 Tf. 2–3; AA 1932, 146 Abb. 19. Herakles: M. Bieber, *Antike Skulpturen und Bronzen in Cassel* Nr. 114 Tf. 38; B. Segall, *The Arts and King Nabonidus*, *AJA* 59 (1955) 317 Tf. 93, 5.

<sup>6</sup> Kuros aus Olympia: *Athen NM* 6174, nach der Reinigung abgebildet bei E. Kunze, *5. Olympia-Bericht* (1956) 100 Tf. 51. Krieger aus Südarabien: J. D. Beazley, *BSA* 40 (1939/40) 83 Abb. 1 und 2; B. Segall a. a. O. 315ff. Tf. 93, 1–3. Krieger aus Samos: R. M. Cook, *JHS* 53 (1933) 289 Abb. 15; E. Buschor, *Alt-samische Standbilder* III Abb. 170 und 171. Statuette des Nikias in Oxford: P. Gardner, *JHS* 30 (1910) 230 Tf. 12, 2. Hoplit aus Messenien: *Deltion* 2 (1916) 118 Tf. A; E. Langlotz, *FB* Tf. 50 b; W. Lamb Tf. 28 b; Y. Béquignon, *BCH* 53 (1929) 111 Abb. 7; C. Zervos, *L'art en Grèce*<sup>2</sup> Abb. 228. Knabe vom Amyklaion: E. Langlotz, *FB* Tf. 49 e; R. Herbig, *Jahrb.* 55 (1940) 81 Abb. 20 und 21; E. Kunze a. a. O. 98 mit Anm. 5. Knabe New York: E. Langlotz, *FB* Tf. 49 c; G. M. A. Richter, *Sculpture and Sculptors* (1950) 54 und Abb. 24–26. E. Kunze a. a. O. 101. Apollon Athen: Chr. Karusos a. a. O. 33ff. Tf. 5 und 6.

Im Gegensatz zur Mehrzahl der lakonischen Kriegerfiguren ist die Zürcher Statuette in heroischer Nacktheit dargestellt<sup>7</sup>, welche die Körperbeschaffenheit erst voll erkennen läßt. Im übrigen ordnet sie sich leicht in die soeben genannte Schar lakonischer Kunsterzeugnisse ein. Deren Kennzeichen sind in der angeführten Literatur so oft und eingehend erörtert worden, daß eine Wiederholung unterbleiben kann. Hervorgehoben soll hier nur die charakteristische Silhouette mit der hochgehobenen Brust und dem eingezogenen Kreuz sein sowie der unverkennbare, lebhaft und doch bloß bis zu gewissen Grenzen vordringende Ausdruck des Gesichtes. Dieser wird bestimmt durch die großen, stark umrandeten und wagrecht liegenden Augen und durch den etwas steif lächelnden Mund, dessen Bewegung sich jedoch nicht auf die Wangen und die Augenwinkel fortsetzt. Hierin ist unser Krieger ein echter Zeitgenosse des lakonischen Reiters in Athen<sup>8</sup> und ein naher Verwandter sowohl des Kriegers aus Südarabien wie des Charillos-Weihgeschenkes.

Reizvoll ist das Gesichtspröfil mit dem langen Nasenrücken und dem kurzen, zurückfliehenden Untergesicht, was im Verein mit den weit geöffneten Augen dem Antlitz eine frische Munterkeit verleiht<sup>9</sup>. Unter der ausrasierten Oberlippe ist der Mund plastisch vorstehend gebildet und durch eine tiefe Kerbe vom Kinn getrennt. Der schütterere Kinnbart ist nur durch zwei eingravierte Linien bezeichnet, wie denn auch die übrigen Einzelheiten des Körpers eher sparsam angedeutet sind. Brustwarzen und Nabel wurden, offensichtlich mit dem gleichen Instrument, kreisförmig eingepunzt. Das Schamhaar ist wie beim Hahnenträger in Athen durch zwei gravierte, sich nach oben öffnende Linien umschrieben, die durch zwei leicht gebogene und aneinander stoßende Linien verbunden sind. Das ähnlich wie beim Krieger aus Südarabien dreieckförmig in den Nacken fallende Haar ist durch etwas unregelmäßige Längskerben in fünf Strähnen gegliedert, die durch sehr flache, aneinandergereihte Mulden flüchtig quengerippt wurden. Diese auch in anderen Landschaften anzutreffende, in Lakonien aber besonders beliebte Haarwiedergabe sollte bei unserem Krieger etwa die Wirkung der Pferdemaßen am Krater von Vix hervorbringen, hat aber ihren Glanz bei weitem nicht erreicht.

Auch in der Bewaffnung lassen sich an unserm Krieger Stellen nachweisen, wo der Verfertiger die Form nicht bis aufs Letzte ausgearbeitet hat. Über die Lanze, die in einer Durchbohrung der rechten Hand ähnlich wie beim Krieger aus Samos

<sup>7</sup> Die nächste Parallele ist der reliefmäßig gearbeitete Krieger vom Ptoon, M. Holleaux, BCH 11 (1887) 360 Tf. 9; R. Joffroy, *La tombe de Vix* Tf. 24, 3-4. Ich wage jedoch nicht, das Stück als echt spartanisch anzusprechen, vgl. auch U. Jantzen, *Bronzewerkstätten in Großgriechenland und Sizilien* 43.

<sup>8</sup> Athen NM 7549, A. De Ridder, *Catalogue des bronzes de la société archéologique d'Athènes*, Bibl. Ec. fr. Ath. R. 69 (1894) 156 Tf. 2. Vgl. E. Kunze, *5. Olympia-Bericht* (1956) 100 (mit weiterer Literatur).

<sup>9</sup> Vgl. den Oberkörper eines Reiters in Olympia, E. Kunze, *3. Olympia-Bericht* (1938/39) 144ff. Tf. 65, und die Profile auf spartanischen Reliefs in Berlin (C. Blümel, *Griechische Skulpturen des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr.* Nr. A 12 Tf. 22-24 und Nr. A 13 Tf. 25) und in Sparta (Tod and Wace, *Catalogue of the Sparta Museum* 104, 133 Nr. 3 Abb. 2). Henkelfiguren von Bronzegefäßen lassen sich auch bis zu einem gewissen Grade vergleichen, so etwa der Jüngling in Oxford, L. Politis, *Ephemeris* 1936 (1937) 169-170 Abb. 20 und 21. Doch scheinen diese im allgemeinen in einer andern Handwerkstradition zu stehen.



vor dem Körper getragen wurde, läßt sich leider nichts mehr sagen. Ebensovienig über den Rundschild, der am linken Unterarm nur eine leichte Abplattung hinterlassen hat. Die Beinschienen sind im allgemeinen plastisch vom Körper abgesetzt, verlieren sich jedoch gegen die Knöchel hin teilweise im Umriß der Unterschenkel. Immerhin hat sich der Bronzebildner die Mühe genommen, hier die Grenzlinie durch einen gravierten Strich nachzuziehen. Dagegen scheute er sich vor derselben Prozedur beim Helm, dessen Augenpartie und Nasenschutz in die Flächen des Kopfes überfließen. Man vermag gerade noch an der gleichmäßigen Abplattung des Nasenrückens das eigentliche Vorhandensein des Nasenschutzes festzustellen. Vielleicht war hier nicht nur Flüchtigkeit im Spiel, sondern auch die Überlegung, daß bei der eher großflächigen Gesamterscheinung allzu viel Detail im Antlitz kleinlich wirken könnte.

Unsere Statuette trägt den korinthischen Helm mit herausgewölbter, jedoch nicht abgesetzter Kalotte, breiter Gesichtsoffnung und tiefen Zwickeln seitlich des Halses. Ob diese Form den spartanischen Kriegerfiguren im letzten Viertel des 6. Jahrhunderts wirklich nur in traditioneller Weise aufgesetzt wurde, wie F. Kukahn annimmt<sup>10</sup>, wird zu beurteilen sein, sobald E. Kunze die von ihm angekündigte und von uns mit Spannung erwartete Geschichte des korinthischen Helmes vorgelegt hat. Es ist doch gut möglich, daß die ältere Form mit nur herausgewölbter Kalotte und die jüngere mit abgesetzter Kalotte<sup>11</sup> in der zeitgenössischen Wirklichkeit Spartas lange Jahre nebeneinander zu sehen waren und daß schließlich künstlerische Gründe den Ausschlag zur Bevorzugung des einen oder des andern Modelles gaben. Ein Vergleich unserer Figur, zu der ein rundlicher Helm ausgezeichnet paßt, mit den Kriegern von Vix mit ihrer kantigen Helmform ist hierin sehr lehrreich. Nicht zum wenigsten, weil abgesehen vom Kalottenabsatz die jeweiligen Helme untereinander sehr ähnlich sind, in den Gesamtproportionen, in den Winkeln der Augenöffnungen und des Wangenschutzes sowie in der Form und der auffälligen Größe des Seitenzwickels.

Der an beiden Enden etwas verbogene, sonst aber vollständige Helmbusch unseres Kriegers ist mittels eines wohl aus Leder bestehenden und zickzackförmig vernähten Keils in den über die ganze Kalotte hinweglaufenden, metallenen Helmbuschhalter festgeklemmt. Dieser selbst ist unverziert, während er gelegentlich auch ein Ornament tragen konnte<sup>12</sup>. Etwas knickerig hat sich der Helmmacher in der Verwendung der Pferdehaare für den Busch erwiesen. Er ließ es bei einem kräftigen, halbmondförmigen Ausschnitt der Mähne bewenden und sparte den üblicherweise bis tief in den Rücken hinunterhängenden Schweif. Bei sorgfältigen

<sup>10</sup> *Der griechische Helm*, Phil. Diss. Marburg 1936, 36.

<sup>11</sup> Zu dieser Spätform vgl. E. Kunze, *Festschrift C. Weickert* 7 ff.; *5. Olympia-Bericht* (1956) 69 ff.

<sup>12</sup> Vgl. den Krieger aus Messenien und den Angreifenden aus Dodona in Berlin. Auf Münzen und auf Vasenbildern sind die beiden Bestandteile für die Helmbuschbefestigung meistens nicht getrennt, und die Dekoration konzentriert sich auf einen Streifen. Die schönste Musterkarte von Möglichkeiten zeigt die Berliner Amphora Inv. 3153, A. Rumpf, *Chalkidische Vasen* Tf. 120 und 121.

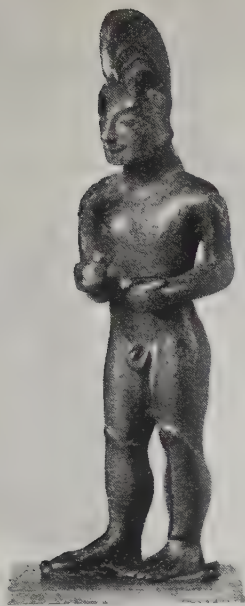


Abb. 1.



Abb. 2.



Abb. 3.



Abb. 4.

Spartanischer Krieger,  
Zürich, Archäologische Sammlung Inv. 2158.





und größeren Bronzen wird der Helmbusch meistens durchgängig graviert. Die Strichführung kann erheblich variieren. Unsere Kleinbronze hat beiderseits drei Strichgruppen mit dazwischenliegenden glatten Feldern, wobei das Auseinanderwallen des Busches in der Mitte auf der abgebildeten Helmseite mit steifen, aneinanderstoßenden Linien, auf der andern Seite mit etwas weicher gebogenen, aber gleich geordneten Linien angedeutet ist. Die Krieger des Kraters von Vix haben dieselbe intermittierende Gravierung auf dem Helmbusch, nur mit zügigerer und in der Mittelgruppe natürlicherer Linienführung. Die Wiedergabe der Helmbuschhaare durch einzelne Strichgruppen ist in Lakonien sonst noch zu belegen, so auf einem Knochenplättchen und einem Bleivotiv aus dem Orthiaheiligtum<sup>13</sup>. Es ist vielleicht nicht abwegig festzuhalten, daß sowohl die durchgängige wie die intermittierende Darstellungsweise auch auf lakonischen Vasen zu finden ist<sup>14</sup>. Überdies zeigt schon eine flüchtige Durchsicht der Helmbuschdarstellungen auf weiteren archaischen Vasen, daß die einzelnen Werkstätten neben überall vorkommenden Formeln für die Haarwiedergabe auch spezielle entwickeln, die sich recht gut unterscheiden lassen. Doch ist hier nicht der Ort für eine längere Abschweifung (im übertragenen wie im wörtlichen Sinne), kehren wir lieber zu unserem Krieger zurück, denn ein wichtiger Punkt ist noch nicht erörtert worden.

Die richtige Ansichtsseite ist augenscheinlich im Dreiviertelprofil, der einzigen Stellung, in welcher der etwas schräg nach außen gehaltene Speer neben dem Kopf vorbeiging und wobei auch das Standmotiv deutlich sichtbar wird. Der größte Teil des Körpers wurde dann allerdings vom Schilde verdeckt. Vielleicht hat ein Schildzeichen den Betrachter dafür entschädigt. Ein weiterer Hinweis auf die von vorneherein festgelegte Ansichtsseite liegt in der Abdehnung des Körpers, wodurch die Kriegerfigur etwas Reliefmäßiges erhält, wenn auch nicht in dem Ausmaße wie der Jüngling mit dem eingestützten Arm in Boston<sup>15</sup>. Mit diesem hat unser Krieger die Schrittstellung mit vorgesetztem rechtem Fuß gemeinsam, was in der archaischen Plastik ohne ersichtliche Gründe, wie etwa die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, nicht eben häufig ist. Dazu kommt nun noch, daß der rechte Fuß auf etwas höherer Ebene steht als der linke. Hier ein technisches Versehen anzunehmen, wie es beim robusten Bronzekuros in Olympia mangels einer besseren Erklärung geschah, geht nicht an, denn die Bewegung setzt sich bis in die Schultern fort, deren rechte ebenfalls deutlich höher ist als die linke. Kein Zweifel, die Figur war auf Schrägansicht und auf einen schrägen Boden hin komponiert. Wenig genug ist von letzterem übrig geblieben: ein unregelmäßiges Stück Bronzeblech, dessen zerrissene Enden etwas umgebogen sind und das hinter der Ferse des linken und vor den Zehen des rechten Fußes je die Hälfte eines antiken Nietloches bewahrt (das

<sup>13</sup> R. M. Dawkins, *Artemis Orthia* Tf. 114, 1 und 186, 24.

<sup>14</sup> P. Zancani Montuoro, *L'agguato a Troilo nella ceramica laconica*, Bd'A (1954) 292 Abb. 4 (durchgängig, etwa in der Art des von E. Kunze publizierten Bronzefragmentes, 4. *Olympia-Bericht* [1944] 134 Abb. 103), 290 Abb. 1 und 293 Abb. 5 (intermittierend).

<sup>15</sup> Museum of Fine Arts Bulletin 34 (1936) Abb. S. 53. Zum vorgestellten rechten Bein vgl. E. Kunze, *Drei Bronzen der Sammlung Helene Stathatos*, 109. BWPr. (1953) 7–8 mit Anm. 13.



Befestigungsloch in der Mitte ist augenscheinlich modern). Ein solcher Befund kann sehr wohl eintreten, wenn eine auf einem längeren Blechstreifen befestigte Figur aus ihrem Verband herausgerissen wird. Der Schluß liegt nahe, in dem Träger unseres kleinen Kriegers ein Gerät mit plastischem Schmuck zu sehen<sup>16</sup>.

Von besonderem Werte wäre die Herkunftsangabe «aus Oberitalien», wenn sie sich nachprüfen und als Fundortsbezeichnung verwenden ließe. Denn damit wäre eine wichtige Zwischenstation gewonnen für den Wanderweg, den spartanische, figürlich verzierte Bronzegeräte in die Gegenden nördlich der Alpen eingeschlagen haben. Das stattlichste unter ihnen ist der Krater von Vix. Aber die Wege geöffnet haben die Leute, die dafür besorgt waren, daß bereits um 600 v. Chr. ein Pionier aus der spartanischen Tochterstadt Tarent bis in unsere Gegend gelangte, die Hydria aus Grächwil<sup>17</sup> im Berner Historischen Museum.

---

<sup>16</sup> Vielleicht ein Gefäß von der Art der unteritalischen Kessel (W. Lamb 137–138 Tf. 48 a), wenn man annehmen will, das mit der Statuette zusammen gegossene Standblech sei auf die getriebene Fläche des Gefäßes oder seines Deckels aufgenietet gewesen. Doch läßt sich auch eine Befestigung mit Nieten oder Nägeln auf einer massiven Unterlage denken.

<sup>17</sup> H. Bloesch, *Antike Kunst in der Schweiz* 23 Nr. 3 Tf. 3–7; H. A. Cahn, *Le vase de Graechwil et autres importations méridionales en Suisse avant les Romains*, Publications de l'Université de Dijon 16 (1958) 21 ff.

# Die Kontinuität in der römischen Besetzung der Schweiz\*

*Von Victorine von Gonzenbach*

## I

Dem in vielfachem Bezug in sich verwobenen Ablauf der Zeiten, den wir gemeinhin als Geschichte begreifen, nähern sich Historiker und Archäologe von Haus aus auf verschiedenen Wegen. Der Historiker geht von den Wenden und Wirbelstellen des Zeitstromes aus, an denen geballte Kräfte zur Entladung kommen und, in Raum und Zeit begrenzt, Menschenhandlung seinen künftigen Lauf mitbestimmt: er geht vom Ereignis aus. Von den Stromschnellen des Geschehens sucht er dann nach Vermögen auszugreifen, hinauf und hinab, um den Gesamtlauf zu erfassen. Daß seine Aufmerksamkeit zunächst vom Wandel angezogen wird, ist dem Historiker von seinen Quellen her mitverfügt, die – insofern Schriftquellen – vor allem von im menschlichen Geist gespiegelter Geschehnissen berichten.

Dem Archäologen bietet sich die Vergangenheit zunächst als zeitüberdauernder Niederschlag im Stofflichen, wie ja in den übereinandergeschichteten Erdbablagerungen die Summe der Zeiten selbst als Materie greifbar wird. Dadurch ist mitermöglicht, daß auch er des Ereignisses habhaft werden kann: in den Bodenfunden, wo etwa Münzversteckfunde Heereszüge andeuten können, Brandschichten Kriegszerstörungen, plötzlicher Wandel im Grabgut eine Umsiedlung ganzer Völkerschaften. Wiewohl so dem Archäologen der Ablauf der Zeiten auch im Wandel in der Erscheinungsform dieses stofflichen Niederschlags anschaulich wird, ist er nicht so sehr mit Ereignis und Wandel als zuvorderst mit Sein und Verharren befaßt. So erschließt sich ihm – anders als dem Historiker – der Strom der Geschichte nicht an den dramatisch betonten Wirbelstellen, sondern zunächst an den langen Strecken oft kaum merklichen Fließens und scheinbaren Stagnierens. Ihnen kommt jedoch die Mindestfunktion zu, die großen Ereignisse untereinander zu verknüpfen zum Ganzen geschichtlicher Kontinuität.

In seiner vom Ereignis bestimmten Sicht gliedert uns der Historiker die römische Geschichte der Schweiz in eine erste Militärperiode, beginnend mit der Errichtung des Legionslagers in Vindonissa unter Tiberius; dann in eine militärlose Periode des 2. und des 3. Jahrhunderts, bedingt durch den Abzug der Legion unter Trajan, und schließlich in die in zwei Etappen unterteilte zweite Militärperiode des 4. Jahrhunderts, eingeleitet durch die Verlegung einer Legion nach Kaiseraugst und die Errichtung weiterer Kastelle durch Diokletian. Diese Ereignisse vollziehen sich auf machtpolitischer Ebene; sie sind Folgen außenpolitischer Konzeptionen Roms. Und insofern jede Außenpolitik auch vom jeweiligen Gegen-

---

\* Antrittsvorlesung zur Privatdozentur, gehalten am 28. Juni 1958.



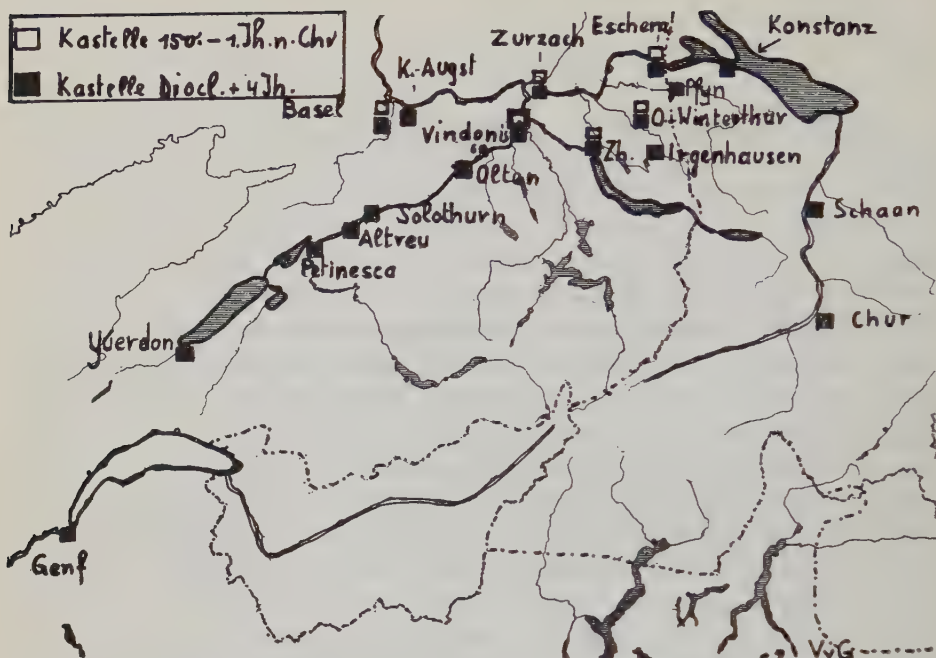


Abb. 1. Kastelle der ersten und der zweiten Militärperiode.

spieler mitbestimmt wird – hier von den rechtsrheinischen Germanen –, geben sich die genannten militärischen Maßnahmen im Laufe der vier Jahrhunderte nicht von vorneherein als ursächlich verknüpft zu erkennen. Sie scheinen vielmehr zunächst nur dem jeweils durch Vorhaben und Unternehmungen beider Parteien veränderten Stand der Dinge Rechnung zu tragen. So steht die erste Militärperiode im Zeichen der das 1. Jahrhundert beherrschenden – schon mit dem Räterfeldzug des Drusus 15 v. Chr. eingeleiteten – Offensivbewegung Roms nach Norden. Im 4. Jahrhundert dagegen ist die Initiative an den Gegner übergegangen, und die zweite Militärperiode wird dementsprechend durch Maßnahmen Roms zur Defensive eingeleitet. Eine Entsprechung zwischen den beiden Militärperioden scheint zunächst nur darin zu liegen, daß die Aktionsbahnen dieselben bleiben, während einzig die Stoßrichtung sich umkehrt: im 1. Jahrhundert geht sie über den Rhein nach Norden, im 4. umgekehrt über den Fluß ins römische Reichsgebiet.

Die räumliche Identität des Aktionsfeldes beider Militärperioden, soweit von den heutigen Grenzen unseres Landes umspannt, kommt darin klar zum Ausdruck, daß die Kastellorte des 1. und des 4. Jahrhunderts in der Rheinzone, d. h. an der Offensivbasis wie Defensivlinie, dieselben sind (Abb. 1). Das Kartenbild ruft aber mehreren Fragen:

1. In der Ostgruppe finden wir Kastelle, bei denen die Periode des 1. Jahrhunderts zu fehlen scheint: Pfy – Irgenhausen – Augst. Sollte sich nicht auch hier die Frühperiode nachweisen lassen?

2. Wenn in den im 4. Jahrhundert wiederbesetzten Kastellorten die durch die machtpolitische Lage bedingten strategischen Maßnahmen Roms so deutlich faßbar werden, sollten sie nicht auch in der entspannteren Zeit des 2. und 3. Jahrhunderts im Überwachungsnetz der Besetzungsmacht eine Funktion gehabt haben?

3. Von der Reuß zur Rhone zieht sich eine Kastellkette der Spätzeit, welche sich aus der geschilderten Offensiv- und Defensivfunktion allein nicht ausreichend erklärt. Welche war die ihr zugewiesene Aufgabe?

4. Sollten vielleicht auch diese Kastelle, wie die der Rheingruppe, Vorläufer der Frühkaiserzeit gehabt haben?

Alle diese Fragen lassen sich auf dem gemeinsamen Nenner zusammenfassen: Genügt unsere vom machtpolitischen Vorhaben und Ereignis bestimmte Konzeption der römischen Besetzungsgeschichte der Schweiz mit ihrem Dreitakt «1. Militärperiode, 2. militärlose Zwischenzeit, 3. Militärperiode» zur völligen Erfassung und Erklärung des im Kartenbild deutlichen Befundes und der daraus sich ergebenden Probleme? Eine Konzeption, die – gerade weil vom Ereignis ausgehend – den Nachdruck auf die Diskontinuität der Besetzung legen muß. Sprengen nicht vielmehr diese sich aufdrängenden Fragen den Rahmen dieser Konzeption, insofern sie uns auf die Notwendigkeit hinweisen, einmal die Möglichkeit einer Besetzungskontinuität an den Kastellorten zwischen dem 1. und 4. Jahrhundert zumindest in Betracht zu ziehen? Dies ist zunächst als Arbeitshypothese gemeint, deren Wert sich daran wird ermessen lassen, wieweit sich unter ihrer Führung Antworten auf die gestellten Fragen werden finden lassen, und zwar untereinander sinnvoll verknüpfte Antworten.

Versuchen wir den Gegebenheiten unserer römischen Vergangenheit auf den Wegen des Archäologen näher zu kommen; betrachten wir sie – die Perspektive des Ereignisses ergänzend – in der Perspektive der Dauer.

## II

Wir haben uns zunächst über die Aufgaben der Besetzungsmacht, welche sich auch in der Ortswahl der Befestigungen darstellen, und dann über eine mögliche zeitliche Kontinuität in der Erfüllung dieser Aufgaben während der «militärlosen» Periode vom 2. bis zum beginnenden 4. Jahrhundert klar zu werden. Dabei müssen wir gleich zu bedenken geben, daß die Mittel zur Erfüllung dieser Aufgaben im Lauf der Jahrhunderte gewechselt haben können.

Welches waren die Funktionen der in Vindonissa liegenden Legion als Besetzungsmacht der ersten Militärperiode? Sie ergeben sich schon theoretisch und prinzipiell aus der römischen Nordstrategie. Erste und Hauptaufgabe war die Behauptung der von Drusus erreichten Rheinlinie, damit auch der ins rechtsrheinische Gebiet weisenden Furt- und Brückenstellen. Weiter die Sicherung der von Drusus festgelegten Heerstraße nach Rätien als Verbindung zur Donau und entsprechend die der linksufrigen Rheinstraße als Verbindung zum nächsten Legionslager in Straßburg. Dazu trat mit den Flaviern die besondere Aufgabe der Bereit-



stellung eigentlicher Offensivbasen für die Eroberung des südlichen Dekumatlandes und der Schwäbischen Alb unter Pinarius Clemens und seinen Nachfolgern in der Armeeleitung. Dies sind die an die Rheinlinie gebundenen Aufgaben, die unter dem Oberbegriff der Offensivvorbereitung gesehen werden können. Eine zweite Funktion erfüllte die Legion in Vindonissa mit der Überwachung der rückwärtigen Nachschublinien, der Verbindung mit Gallien und Oberitalien, in der Sicherung also der Heerstraßen vom Rhein durch das Aaretal Richtung Genf einerseits und über den großen St. Bernhard andererseits.

Zur Kontrolle der tatsächlichen Erfüllung dieser zweiten Hauptaufgabe der Legion verfügen wir in den von den Legionen gestempelten Ziegeln über ein bis jetzt nicht ausgenütztes Mittel. Es ist bis anhin darum vernachlässigt worden, weil ein generationenalter Streit über die militärjuristische Bedeutung des geschlossenen Fundgebiets solcher Ziegel alle Aufmerksamkeit auf sich versammelt hat (Abb. 2). Uns genüge hier die Feststellung, daß das geschlossene Streugebiet für irgendeine administrative Beziehung der durch die Ziegelstempel vertretenen Gutshöfe zum Legionslager spricht. Dagegen sind für unsere Fragestellung die außerhalb dieses Gebiets liegenden Einzelfundstellen wichtig. Wir wollen das auf einer Neuaufnahme der Funde beruhende Ereignis der folgenden Umschau gleich vorwegnehmen: die Fundorte bezeichnen den Standort militärischer Straßenposten des 1. Jahrhunderts. Zunächst nun die Kontrolle für die erste Aufgabe der Legion, die der Rheinsicherung. An den vorgeschichtlichen Fernstraßen ins rechtsufrige Gebiet sind die Brückenorte Zurzach und Eschenz mit Ziegelstempeln vertreten, zu denen sich andere Funde gesellen, welche beiderorts die Annahme von Kleinkastellen erlauben. Über die Brücke bei Zurzach, von der aus schon Claudius bis Hüfingen vorstieß, wird das flavische Eroberungsheer ziehen; über die bei Eschenz wird gleichzeitig die direkte Verbindung zur Donau über Singen geführt. Das Kleinkastell Eschenz kann ein augustisches ersetzt haben, etwa das oberste der fünfzig überlieferterweise von Drusus am Rhein errichteten. Nach seiner siegreichen Seeschlacht auf dem Bodensee gegen die Vindelizier muß er den Rheinaustritt gesichert haben. Die Heerstraße nach Rätien schützt das durch Funde arrethinischer Keramik gesicherte Drususkastell Oberwinterthur weiter. Die Fundstelle Ellikon an der Thur weist auf einen Posten an der rätischen Grenze. Die Verbindung zur Wasserstraße nach Rätien könnte ein ergrabener hölzerner Wachturm bei Nürensdorf an der Abzweigung nach Kempraten am Zürichsee gesichert haben, falls die in der Nähe gefundenen Ziegelstempel mit dem Bau in Verbindung zu bringen sind. Denselben Zweck diente vielleicht auch ein Posten in Ottenhausen am Pfäffikersee. Alpnach am Süende des Vierwaldstättersees bezeichnet die Verbindung zwischen Rhein und Oberwallis via Haslital-Grimsel. Die Heerstraße nach Straßburg besetzten Posten auf dem Bözberg und in Augst. Aber auch die Rheinuferstraße, die den ganzen Fluß entlang auf Militärterritorium läuft – und damit z. B. aus dem Koloniebesitz von Augst ausgeschieden ist –, ist bezeichnet mit den Fundstellen Kaisten und wieder Augst, wo auch die Hauensteinstraße

einmündet. Daß Truppen des Pinarius Clemens auch von Augst aus den Rhein überschritten, ist durch verschiedene, auch epigraphische Funde belegt. Die Hauensteinstraße selbst führt mit Fundstellen in Oberdorf und Waldenburg zur westschweizerischen Fundgruppe hinüber mit Petinesca an der Abzweigung eines Juradurchgangs. Dann Aventicum mit weiteren Posten an den Brücken über die Zihl und die Broye. Und – vorläufig am westlichsten – eine Fundstelle am Chasseiron, an der Paßstraße nach Besançon. Eine größere, von Elisabeth Ettlinger unlängst wieder der Vergessenheit entzogene Menge arretinischer Keramik in Yverdon weist auch hier mit Wahrscheinlichkeit auf eine frühe Militärstation. Die bestehende Fundlücke zwischen Neuenburger- und Genfersee spiegelt wahrscheinlich nur den arg zurückgebliebenen Stand der Erforschung der Hauptorte an der römischen Verbindungsstraße Moudon–Oron–Vevey. Daß rechtlich die Oberaufsicht über die St. Bernhard-Straße schon im 1. Jahrhundert dem Heereskommando zustand, bezeugt eine Inschrift aus der Nähe von Chamonix, die berichtet, daß der schon mehrmals erwähnte flavische Kommandant Pinarius Clemens die Gebietsgrenzen zwischen den hier benachbarten Allobrogern und den Keutronen festsetzte.

Ergibt sich aus der ganz einheitlichen Heerstraßenlage unserer Ziegelfundstellen eindeutig, daß sie Posten bezeichnen, so könnte man sich verwundern, mit wenigen Ausnahmen weder durch Baureste noch Kleinfunde auf die hier vorgeschlagene Deutung geführt zu werden. Dazu ist zu bedenken, daß in der Fröhkaiserzeit solche Postenbauten aus Holz erstellt wurden und daß andererseits die allermeisten Ziegelfunde nicht aus Ausgrabungen stammen; wo doch, so war man bis vor wenigen Jahrzehnten in unseren Grenzen kaum in der Lage, Holzbaureste als solche zu erkennen. Weiter dürfen wir nicht damit rechnen, daß die gesamten Besatzungen hier Legionäre waren, deren uns wohl bekannte Rüstungsbestandteile als Fundgut die Identifizierung der Wachtposten so sehr erleichtern würden. Vielmehr bekommen wir mit einiger Wahrscheinlichkeit in diesen Posten die von Tacitus für das Jahr 69 bezeugten *castella quae olim Helvetii suis militibus atque stipendiis tuebantur* (Hist. I 67) zu fassen. Die Einrichtung der helvetischen Miliz mag sehr wohl auf Drusus zurückgehen, von dessen deutschrheinischen Kleinkastellen wir auch Friedhöfe der Miliz kennen, deren Gräber sich – von den Waffenbeigaben abgesehen – in nichts von denen gleichzeitiger Zivilisten unterscheiden. Doch wird dann im 1. Jahrhundert zumindest der Kommandant unserer Posten vom Legionslager Vindonissa abbeordert gewesen sein. Einen derartigen Zusammenhang bezeugen ja eben die besprochenen Funde von Legionsziegeln. Für Avenches besitzen wir – außer einem unsicher überlieferten Grabstein eines Auxiliarsoldaten – noch weitere Zeugnisse: ein Glasmedaillon mit Bildnis einer kaiserlichen Frau, wie sie vor allem unter Tiberius als Ehrenabzeichen an Legionäre verliehen wurden. Ferner wurde hier auch von der XI. Legion verfertigte Keramik gefunden, sowie Rüstungsteile, die gleichfalls in den genannten Zusammenhang gehören können.





Abb. 2. Verbreitung der von der XI. und XXI. Legion gestempelten Ziegel.

Halten wir noch eine Besonderheit in der Lage dieser Außenposten von Vindonissa fest: Die besetzten Straßenknotenpunkte waren in der Mehrzahl zugleich Brücken- und Umschlagplätze der Wasserstraßen. Dies gilt wie für Vindonissa selbst auch für Eschenz, Zurzach, Ellikon, Alpnach, Zürich, Augst, dann Petinesca, wo ein Aarekanal vermutet wird, Broye- und Zihlbrücken und Aventicum mit seinem Hafen am Murtensee. Ein Hinweis dies auf die besondere Überwachung der Warentransporte, welche im 1. Jahrhundert überwiegend den Heeresnachschub in armeeeigener Regie umfaßten; der militärische Schutz muß aber schon damals auch dem privaten Transportwesen zugute gekommen sein.

Vergleichen wir nun eine Kastellkarte, welche die Situation zu Beginn der zweiten Militärperiode wiedergibt, also mit den diokletianischen Anlagen allein, (Abb. 4), so zeigt sich, daß in der Rheingruppe, dort, wo Vorläufer des 1. Jahrhunderts zu fehlen schienen, sie nun doch feststellbar sind, eben als Straßenposten. Teils unmittelbar am selben Ort wie die Kastelle, teils so benachbart, daß der Bezug außer Zweifel steht. So in Ellikon-Pfyn, die Station diesseits, das Kastell jenseits der Thur schon in rätischem Gebiet. So in Augst, wo die Ziegelfunde einem Kleinkastell des 4. Jahrhunderts unmittelbar benachbart sind; wogegen im diokletianischen Kastell Kaiseraugst die frühen Schichten nur festgestellt, aber noch nicht untersucht sind. Auch in der Westgruppe sind nun Vorläufer der Kastelle ebenfalls als Straßenposten faßbar, so in Petinesca, dessen sichtbare

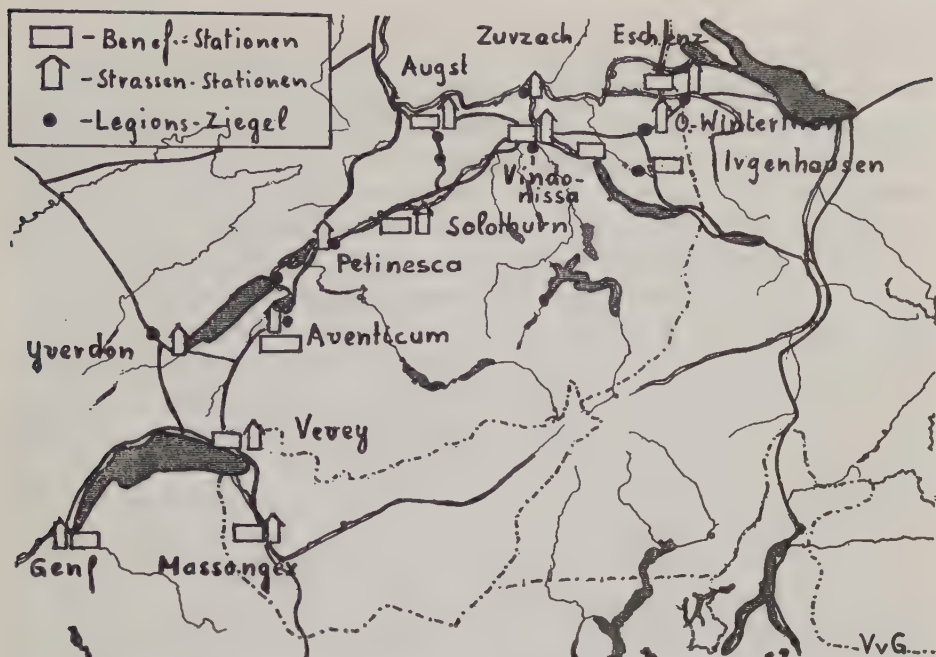


Abb. 3. Verbreitung gestempelter Legionsziegel des 1. Jahrhunderts außerhalb des Streubereichs und der Beneficiärer- und Straßenstationen des 2. und 3. Jahrhunderts.

Festungsreste wir frühestens der Zeit Postumus zuschreiben, und vielleicht auch in Yverdon.

Für das 1. Jahrhundert ergibt sich uns so aus der Verbreitung der mit Hilfe der Legionsziegel erschlossenen Straßenposten zusammen mit den schon bekannten Kleinkastellen am Rhein, daß die in Vindonissa liegenden Legionen die ihnen durch die Nordstrategie Roms überbundenen Aufgaben in zweckmäßigster Weise erfüllt haben. In der Rheinzone die der eigentlich militärischen Hauptaufgabe von Sicherung einerseits und Bereitstellung der Offensivbasen andererseits; darum hier die dichte Kette von Kleinkastellen mit Eschenz, Zurzach und auch Basel, wie die Grabungen 1958 am Münsterplatz ergaben, und vielleicht auch in Kaiseraugst selbst, neben dem Posten in Augst. In der Westgruppe wird die Erfüllung der zweiten Aufgabe faßbar: Schutz der Nachschublinien des Heeres. Hier im Westen also mehr Polizeifunktion der Besatzungsmacht und daher nur kleine Posten.

Damit, daß wir für alle von Diokletian zu Beginn der zweiten Militärperiode geschaffenen Festungen Vorläufer im 1. Jahrhundert nachweisen oder wahrscheinlich machen konnten, ist der Rahmen geschaffen, in welchem die zweite unserer eingangs gestellten Fragen ihre volle Berechtigung erst erweist, die nämlich, ob und in welcher Form an diesen Orten eine Kontinuität in der Wahrung der militärischen Interessen und Bedürfnisse Roms auch im 2. und 3. Jahrhundert, also in der Zeit zwischen den beiden Militärperioden nachweislich ist.



## III

Was bringen die Ereignisse zu Beginn des 2. Jahrhunderts? Als Ergebnis der flavischen Feldzüge die Vorverlegung der Reichsgrenze vom Schweizer Rhein nach Norden; der Fluß wird zum Binnenstrom des Reichs. Damit ist die rein militärische Funktion des Legionslagers Vindonissa erfüllt und überholt. Folgerichtig wird unter Trajan das Lager aufgehoben. Die herkömmliche Vorstellung von der so eingeleiteten «militärlosen» Periode ist von Felix Staehelin 1948 (SRZ<sup>3</sup> 239) so formuliert: «In Vindonissa blieb das Lager während mehr als anderthalb Jahrhunderten ohne jede Besatzung.» Nun, Grenzland des Reichs ist die Schweiz damals nicht mehr. Die zweite der vorher besprochenen Aufgaben der Legion, die Sicherung der Nachschublinien für Truppen und Material für das obergermanische Heer bleibt aber notwendig in vollem Umfang bestehen. Geändert hat sich in dieser Hinsicht jetzt nur, daß diese Nachschublinien über den Rhein hinaus verlängert sind. Somit auch die Rheinbrücken in Augst, Zurzach, Eschenz vermehrt in Anspruch genommen werden. Wie wird nun nach Abzug der Legion diese weiterbestehende Schutzaufgabe erfüllt und von wem? Es ist von vornherein anzunehmen, daß sie im selben Zuständigkeitsbereich erfüllt wird wie im 1. Jahrhundert, d. h. vom obergermanischen Heer, dem ja auch die Besatzung von Vindonissa angehörte. Dies Heer liegt nun mit zwei Legionen am Rhein in Garnison: die XXII. in Mainz, Sitz des Provinzstatthalters, und die VIII. in Straßburg. So kann nicht erstaunen, daß die Heerstraßen der Provinz von militärischen Posten besetzt sind, deren Kommandanten, wie im ganzen Reich üblich, vom Stab des Statthalters oder vom Heer direkt abbeordert sind und die man Beneficiarierposten nennt. Ihre Aufgabe ist vor allem eine Polizeiaufsicht über Straßen- und Etappenstationen zu führen und damit auch die Zollstationen an den Provinzgrenzen zu schützen. So fordert der jüngere Plinius einmal von Trajan einen Offizier zum Schutz der Händler und der Zollstation im Marktflecken Juliopolis in Kleinasien. Neben der Überwachung des zivilen Handels und Wandels haben die Beneficiarier auch den Reichspostdienst zu sichern. Nicht zuletzt ist ihnen aber auch die Sorge für den technischen Unterhalt der Straßen und Brücken überbunden, wie eine Inschrift ausdrücklich bezeugt: ... *curam agens pontium viae*. All diese Aufgaben erfordern nur wenige Mann unter einem Gruppenchef, um so mehr, als die Posten recht dicht aufeinander folgen. Als Leitfunde treten nun beredtere Zeugnisse an die Stelle der Legionsziegel: die Weihinschriften der Besatzungen. Verfolgen wir sie von West nach Ost (Abb. 3).

In Genf erfüllt ein Postgefrierer dem Neptun ein Gelübde, dem Gott also, dessen Beistand alle bedürfen, die auf dem Wasser reisen oder Ware zu verschiffen haben. An der Station Vevey stiftet ein Beneficiarier der XXII. Legion dem Silvanus-Sucellus einen Altar. An der Paßstraße nach Italien sind in St. Maurice-Massongex Straßenwachtstation und Zollstation vereinigt. Hier löst ein Soldat der XII. dem *genius stationis* ein Gelübde ein, während eine Generation früher ein Angehöriger der VIII. Straßburger Legion dem Jupiter eine Gabe darbrachte. In Solothurn

weiht ein Gefreiter der XXII., beauftragt mit Etappen- und Postaufsicht, der Epona einen Altar, der besonders die Pferde betreuenden Göttin, die hier Schutzgöttin der Post- und Zugtiere ist. Derselben Göttin hat der Postenchef in Augst eine Gabe gestiftet, wie der neuere Fund eines Votivwagenrädchens bezeugt, dessen Inschrift gerade noch die Chargenbezeichnung erkennen läßt. Vindonissa aber ist stärker besetzt geblieben, wie sich immer deutlicher abzeichnet. Zeugnisse hierfür sind ein Schildbuckel der VIII. Legion sowie ein genau datiertes Militärdiplom, eine Entlassungsurkunde von 121/122 n. Chr. aus der Kommandatur. Aber auch hier gibt es Weihinschriften, deren eine auf den Beneficiariereposten weisen kann: Sie gilt den Quadruvien, den Kreuzweggöttinnen, und entstammt einer nach der Mitte des 2. Jahrhunderts entstandenen Planierungsschicht. Da nun die Straßenposten an den Kreuzungen von Militärstraßen errichtet wurden, sind im ganzen Reich die Quadruvienweihungen vor allem von solchen Postenbesetzungen gestiftet und daher mit Grund von Domaszewski als Leitfunde für solche verwertet worden. Nicht von ungefähr sind die einzigen weiteren Quadruvienvotive aus unserem Gebiet in Aventicum gefunden – gleich zwei –, das denn auch schon von Domaszewski als Beneficiariestation in Anspruch genommen wurde. Außer Vindonissa und Augst glauben wir noch zwei weitere Beneficiariestationen aus Weihungen erschließen zu können. Aus Eschenz ist lange der Beginn einer Weihinschrift bekannt, die dem Flußgott Rhein für das Heil des Legaten Quintus Spicius Cerialis gilt. Die wenigen bekannten Rheinvotive stammen alle von linksufrigen Brückenwachtposten, deren Beneficiarius sie gestiftet haben; gelten sie einmal dem Heil eines Legaten, so stammen sie ein anderes Mal von einem solchen selbst. Wir wissen, daß Spicius Cerialis um 180 n. Chr. Statthalter von Rätien war. Die Vermutung Ernst Meyers ist ansprechend, daß die Weihung für Cerialis' Heil anläßlich einer amtlichen Überschreitung dieser rätischen Grenzbrücke gestiftet wurde, und zwar – wie wir weiter vermuten dürfen – vom dortigen Beneficiariereposten. Ein solcher ist in Eschenz für das 2. Jahrhundert ohnehin anzunehmen in Analogie zu den übrigen Rheinbrückenposten im Bereich des obergermanischen Heeres. Mit dieser Inschrift glauben wir ihn nun auch belegt. Zürich kennen wir durch die Grabinschrift für das Söhnchen eines Zöllners als *statio Turicensis* des gallischen Zolls. Sie muß, wie für die beiden anderen in Genf und Massongex bezeugt, einen bewaffneten Schutz gehabt haben, in Fortsetzung hier des Militärpostens des 1. Jahrhunderts.

In allen genannten Inschriften sind uns die Soldaten von ihrer persönlichen Seite entgegentreten: gläubig suchen sie Schutz und Beistand bei den Göttern zur Erfüllung ihrer verantwortungsvollen Aufgaben. Was die Weihenden untereinander verbindet und als Berufskollegen kennzeichnet, ist die Wahl der Gottheiten, denen sie sich unterstellen. Es zeichnet sich in diesen Weihungen ein Götterverein ab, der einen ganz bestimmten Weltaspekt behütet: den nämlich, der sich dem Reisenden bietet. Dem Wanderer und dem Fuhrmann, dem Fluß- und Seeschiffer und dem, welcher mit all diesem fahrenden Volk – darunter auch



Gelichter – von Staats wegen zu tun hat als Zöllner, Brückenwächter, Straßenpolizist. Diese Götter sind Epona, Silvanus, Neptun, die Kreuzweggöttinnen, die Genien der Wachtstationen, zuhächst aber der Garant des römischen Reiches, Jupiter Optimus Maximus. So zeichnet sich in diesen Weihungen im ganzen römischen Reich gleichartig eine besondere «Straßenpostenreligion» ab. Und damit werden wir in die Lage gesetzt, solche Stationen aus der Gemeinschaft der in derartigen Weihinschriften angesprochenen Gottheiten zu erschließen. So glauben wir als Vorläufer des diokletianischen Kastells Irgenhausen im Kanton Zürich eine Beneficiarierstation aus zwei über den benachbarten Pfäffikersee in die Kapelle Seegräben verschleppten Inschriften wiedergewinnen zu können. Die eine kennzeichnet einen beschädigten Altar als Stiftung für Jupiter Optimus Maximus, Juno Regina, alle Götter und Göttinnen und den *genius loci* oder *stationis*; eine Weiheformel dies, wie sie in solcher Zusammenstellung ausschließlich für die Beneficiarierstationen des obergermanischen Heeres charakteristisch ist. Der andere Votivstein mit einem Eponarelief und einst wohl nur aufgemalter Inschrift weist mit der vorher genannten zusammen gleichfalls auf den Straßenposten, wie wir nun schon auf Grund der Weihungen von Augst und Solothurn vermuten dürfen und wie überdies eine Kartierung der Eponaweihungen von Beneficiarierstationen des obergermanischen Heeres zeigt. Wir kennen auch den Namen unserer neuen Station: Paul Kläui hat für den zugehörigen Vicus unlängst überzeugend *Campodunum* erschlossen.

Kehren wir zum Gesamtbild der Karte Abb. 3 zurück, so fordert Erklärung, daß nur erst an wenigen im 1. Jahrhundert durch Legionsziegel belegten Posten Beneficiarierinschriften gefunden wurden. Aber einmal handelt es sich bei allen bekannten um teilweise verschleppte Zufallsfunde. Dann ist die Anlage einer *mansio* schwer als solche zu erkennen, wenn nicht gleichzeitig die Beifunde auf die Bestimmung führen. Wenn aber einmal der dicht beim Posten gelegene heilige Bezirk entdeckt wird, in dem die Weihesteine aufgerichtet waren, so finden diese sich gleich dutzendweise, wie etwa im neuentdeckten von Obernburg am *limes*. Daß die datierten unter unseren Inschriften vorwiegend dem frühen 3. Jahrhundert angehören, spricht keineswegs dafür, daß in unserem Gebiet Beneficiarierstationen erst damals errichtet worden wären, wie Felix Staehelin vermutete. Der Tatbestand ist nur der, daß bestimmte Gründe dazu geführt haben, daß die Beneficiarier seit Commodus vermehrt Votivsteine setzen, wie schon Domaszewski gesehen hat.

Nun ist nicht verwunderlich, daß alle bis jetzt bezeugten Beneficiarierstationen mit den für Unterkunft, Pferdewechsel und dergleichen wichtigen Straßenstationen zusammenfallen, welche uns die auf die offiziellen Reichskarten zurückgehenden römischen Straßenkarten überliefern. Es handelt sich dabei auch um die Orte, welche zwar Legionsziegel des 1. Jahrhunderts, aber noch keine Beneficiarierinschriften geliefert haben: Winterthur, Pfyn, Zurzach, Petinesca und Yverdon, für welches wir statt der Legionsziegel eine Anzahl arretinischer Keramik zu

nennen hatten. Bei solcher Sachlage ist es kaum zu gewagt anzunehmen, daß wir auch an diesen Straßenstationen einen militärischen Schutz durch Beneficiarierposten nachweisen sollten. Die einstweilen gesicherten erlauben aber jetzt schon die Feststellung, daß im Prinzip alle Wachtposten des 1. Jahrhunderts im 2. durch Beneficiarierposten abgelöst wurden und in jedem Fall mit den offiziellen Reichsstraßenstationen örtlich zusammenfallen.

Wir haben freilich darüber uns klar zu sein, daß das, was ich hier vorlege, nicht die Summe systematischer Bodenforschung ist. Wenn die Belegkette für die aufgestellten Hypothesen noch Lücken aufweist, so spiegeln diese den ganz unterschiedlich weit vorangetriebenen Stand der Forschung. Systematische Bodenforschung würde aber eine Grabungstätigkeit im Dienst der Erhellung klar formulierter Probleme bedingen, wogegen wir nur zu sehr mit Not- und Zufallsgrabungen beschäftigt sind. Gilt doch auch für unsere Forschung als die einer Geisteswissenschaft, daß ein Fortschreiten in der Erkenntnis von der fruchtbaren Fragestellung abhängig ist. Überscharf ausgedrückt heißt dies, daß der Archäologe schon im voraus wissen muß, was er finden könnte, um es glücklich auszugraben und das Ausgegrabene richtig zu deuten.

#### IV

Wenden wir uns wieder den großen Ereignissen während der sogenannten militärlosen Periode zu. Im späteren 2. Jahrhundert werden im ganzen Mittelland Zerstörungerscheinungen archäologisch faßbar, die mit den Germaneneinfällen unter Commodus zusammenhängen müssen. Die erste große Alemannenwelle überfällt dann 233 n. Chr. raubend und brennend das Land. Um 260 n. Chr. fällt das Grenzbollwerk des obergermanisch-rätischen Limes endgültig, und nun erobern die Angreifer auch feste Städte wie Augst und Aventicum. Größere Ortschaften und reiche Grundherren errichten Fluchtburgen aus rasch zusammengerafften Bau-trümmern. Erst eine Generation später gelingt es der Zentralverwaltung, eine neue Grenzverteidigung aufzubauen.

Die diokletianische Neuordnung des Festungssystems, welche die zweite Militärperiode einleitet, knüpft an die julisch-claudischen Konzeptionen an. Die Grenze wird an der natürlichen Wassergrenze des Rheins gehalten. Nur ist diese nasse Grenze nun notgedrungen nicht mehr Ausgangslinie, sondern mühsam gehaltener Defensivgürtel. Die Kastelle des Drusus und des 1. Jahrhunderts werden der veränderten Kriegstechnik entsprechend neu ausgebaut: Basel, Kaiseraugst, Vindonissa, Zurzach, Eschenz, Oberwinterthur (Abb. 4). Vom Gesichtspunkt der Kontinuität aus dürfen wir nun auch sagen: die Beneficiarierstationen des 2. und 3. Jahrhunderts werden nun im Sinn ihrer erhöhten taktischen Bedeutung verstärkt und militarisiert. Besonders deutlich wird dieser Vorgang in Augst, nun Standquartier einer Legion im Kastell Kaiseraugst, in Pfyn, das vielleicht erst konstantinisch ist, in Irgenhausen, in Yverdon, in Genf. Das diokletianische Grenzschutzsystem ist – topographisch gesehen – in allen Provinzen durch die Zersplit-



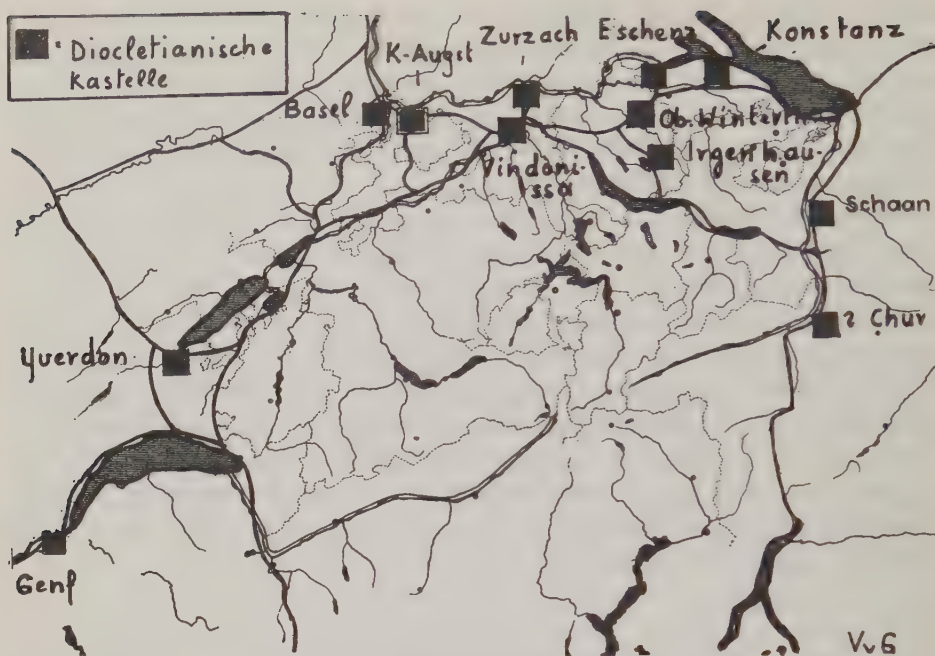


Abb. 4. Die diokletianischen Kastele.

gerung vergleichsweise kleiner Truppenteile gekennzeichnet. Strategisch muß dies durch die Möglichkeit rascher Truppenverschiebungen aufgewogen werden, was bedeutet, daß ein zweckmäßiges Straßennetz bestehen muß. So stellen sich auch in unserem Gebiet neben die eigentlichen Grenzkastele am Rhein die Festungen im Landesinnern. Sie sind aber recht locker verteilt und, wie die Maßnahmen der Folgezeit lehren, ihrer Aufgabe nicht gewachsen.

Die Jahrzehnte zwischen 300 und 360 sind von den Angriffen der Alemannen erfüllt. Am Rhein ist das Reich in die Abwehr gedrängt. Erst unter Valentinian sind die Voraussetzungen zu umfassenderen Verteidigungsmaßnahmen geschaffen, einerseits durch die Heeresreform Constantins des Großen, durch die Erholung der Staatsfinanzen unter Julian andererseits. Die Grenzgebiete sind nun ausgedehnte Bauhöfen zur Durchführung eines einheitlichen Befestigungsprogramms, zur Ergänzung und Verstärkung des diokletianischen Verteidigungssystems. Wieder sind es, wie in der ersten Militärperiode, drei Zonen, welche in unserem Gebiet besonders gesichert werden: die Rheinlinie, die Straße nach Rätien und die Aare-Rhone-Linie (Abb. 5).

Die Rheinkastele werden mit mächtigen Brückenköpfen auf dem rechten Ufer verstärkt, bekannt in Basel und Kaiseraugst-Wyhlen. Das linke Rheinufer wird bis zum Bodensee mit einer dichten Kette von Signaltürmen besetzt. Die Zollstation Zürich wird zur Festung ausgebaut, die vom Lindenhof herab den Hafen beherrscht.

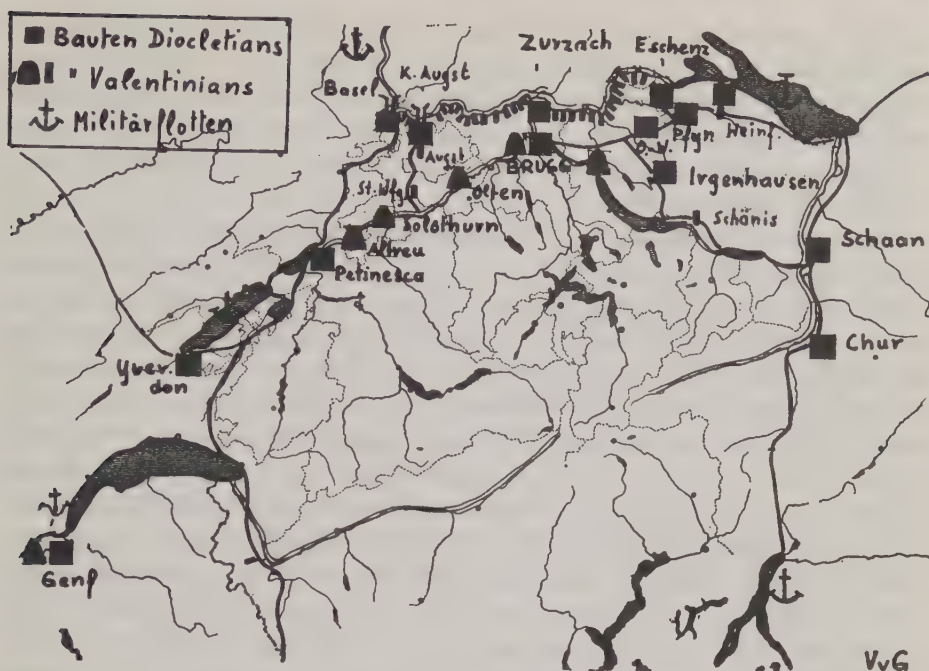


Abb. 5. Das diokletianische und valentinianische Festungssystem.

An der Aare folgen sich die neuen Flußkastele: Brugg-Altenburg, Olten, Solothurn, Altneu; die diokletianische Veste bei Genf-Chancy wird verstärkt.

Eine wesentliche Gemeinsamkeit all dieser Neuanlagen springt in die Augen: alle Kastele liegen an den Hauptwasserverkehrsadern. Mit der einseitigen Deutung der valentinianischen Festungen als von der Rheingrenze her in die Tiefe gestaffelter Defensivanlagen, welche bloß der alemannischen Einmarschgefahr zu begegnen hatten, wird eine wesentliche Funktion dieser Kastele völlig übersehen. Denn Verteidigungszone ist streng genommen nach wie vor nur die Rheinlinie. Die übrigen Neuanlagen sind in Zusammenhang mit anderen gleichzeitigen militärischen Einrichtungen zu sehen, welche uns die *notitia dignitatum* überliefert, mit den Militärflotten; mit der *classis barcariorum Ebroduni*, auf dem Neuenburgersee also, stationiert in Yverdon, wie Denis van Berchem nachgewiesen hat, und mit dem *numerus barcariorum* auf dem Bodensee, stationiert in Bregenz. Diese Flottillen stehen ihrerseits in Verbindung mit den stehenden Fluß- und See-flottillen des 4. Jahrhunderts: der *classis Germanica* auf dem Rhein im Norden, der *classis Comensis* auf dem Comersee und der *classis fluminis Rhodani*, stationiert in Arles und Vienne im Süden. Es entsprechen also dem Netz von Heerstraßen mit den Wachtposten und Beneficiarierstationen des 1.-3. Jahrhunderts nun im 4. Jahrhundert die Wasserstraßen, auf denen Militärflotten zirkulieren und die an den Mündungsstellen und Umschlagsplätzen von militärisch befestigten



Hafenanlagen besetzt sind. Dies bedeutet, daß im 4. Jahrhundert die Funktionen von Truppentransport und Materialnachschub, welchen früher auch die Landstraßen gedient haben, jetzt weitestgehend von den Wasserstraßen übernommen sind. Den Wasserkastellen ist also strategisch keine Verteidigungsaufgabe zugewiesen, sondern sie beschützen nun die Wasserwege wie früher die Beneficiarierstationen die Reichsstraßen.

Wie ist es zu dieser Umstellung gekommen? Ein mehreres hat hier zusammengewirkt. In den Wirren seit dem späteren 3. Jahrhundert sind die Landstraßen verkommen und vor allem in steigendem Maße unsicher geworden. Eine nicht näher datierte Inschrift von Nyon, welche einen «Präfekten zur Bekämpfung des Räuberunwesens» nennt, vermittelt vielleicht ein Echo der damaligen Zustände. Dann ist zufolge der allgemeinen Verarmung und durch die Landflucht der Bauernschaft die Naturalverpflegung der Feldtruppen aus den Erzeugnissen der Grenzzone nicht mehr möglich. Nur die sesshafte Grenzmiliz kann sich den eigenen Lebensunterhalt sichern. Für das Feldheer muß der Proviant von weit entlegenen Heeresmagazinen herbeigeschafft werden. Endlich und vor allem sind im 4. Jahrhundert die privaten Transportgesellschaften verschwunden, welche in früherer Zeit den Heeresnachschub wenigstens teilweise mitbesorgt haben. Im 2. Jahrhundert kennen wir auf den westschweizerischen Gewässern mehrere solcher Korporationen, die *nautae lacus Lemanni*, die *nautae Aruranci-Aramici*, die *ratarii superiores*, welchen auch die Warenverfrachtung auf den die Wasserwege unterbrechenden Landstrecken oblag. Gewiß hatten dem Heer auch in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit Nachschubflottillen auf Rhein und Donau zur Verfügung gestanden. Wesentlich ist aber, daß für die Kleinschiffahrt auf den Flüssen und Seen unseres Landes im 2. und 3. Jahrhundert die Privatgesellschaften eingesprungen waren und sich hier nach dem 1. Jahrhundert die Heeresregie auf eine Beaufsichtigung des Verkehrs hatte beschränken können, wie die Wasserlage der Wachtposten des 1. Jahrhunderts und der Beneficiarierstationen der Folgezeit uns gezeigt hat. Abgesehen davon waren die Heerstraßen damals vorzüglich instand gehalten. Im 4. Jahrhundert überbindet aber das Fehlen privater Unternehmen mit ihrem Schiffsraum dem Heer wieder die Lösung sämtlicher Nachschubprobleme. Mit dem Ausfall der Landstraßen und der meisten ihrer Etappenstationen ist nun jede Truppenbewegung und damit jeder Feldzug vornehmlich auf das Wasserstraßennetz angewiesen. Diese Funktion der Uferfestungen wird auch in den Bodenfunden deutlich. Die Erklärung der eigenartigen Bauten in Mumpf und Sisseln am Rhein als Heeresmagazine hat immer noch am meisten Wahrscheinlichkeit. In der Flottenstation Yverdon wurden große Mengen Getreides gefunden. Auch der keramische Hausrat dieser Anlagen ist nun Importgut, da keine einheimischen Töpfereien mehr arbeiten, wenigstens nicht in einem Ausmaß, das dem Heeresbedarf Genüge leisten könnte. Wohl dienen die Brückenköpfe am Rhein auch als Ausgangsstellungen für den von Valentinian geplanten Großangriff auf die Alemannen. Aber eben darum sind sie zugleich auch Schutzanlagen für die

Truppen und Waren, die zu Wasser herangeführt werden. Unter anderm schildert uns ein Gefolgsmann des Kaisers, Symmachus, anschaulich den Bau eines der Brückenköpfe am Rhein, von denen einige auch ausgegraben und zeichnerisch rekonstruiert worden sind; er nennt auch ihre Hauptaufgabe, wenn er berichtet: «Der Rhein wird durch Flügelmauern an beiden Seiten der Festung eingeeengt, damit er für die verschiedenen Zwecke einen sicheren Verkehr zulasse.»

Neben die Wasserkastelle treten ergänzend Posten an den die Gewässer verbindenden Landstrecken. Aber ebenso wie in der eigentlichen Verteidigungszone am Rhein auf frühere Anlagen zurückgegriffen werden kann – wir kennen am Rhein Vorläufer der valentinianischen Wachttürme –, ebenso ist es bei den Landwachposten. Erwähnt sei nur die Hauensteinpaßstraße, deren Enden Kleinkastelle schützen; in Augst besonders deutlich in Ersetzung des früheren Beneficiariarpostens. Bautätigkeit der Truppen des 4. Jahrhunderts an dieser Straße bezeugt eine Inschrift.

Doch all diese gewaltigen Anstrengungen Roms sind vergeblich. Eine Generation nach Valentinian sind die Truppen zum Rückzug über die Alpen gezwungen. Um 400 n. Chr. findet mit der zweiten Militärperiode auch die römische Oberhoheit über unser Land ihr Ende.

## V

Wir können nun die Beantwortung der uns bis hieher beschäftigenden Fragen im Zusammenhang versuchen. Zunächst die der einen, inwieweit die zweite Militärperiode von der ersten durch einen völligen Bruch getrennt ist und ihre Festungsbauten nicht nur der äußeren Anlage, sondern auch der Funktion im Wehrsystem nach eine Neukonzeption bezeichnen. Wir konnten zeigen, daß die in der zweiten Militärperiode unter Diokletian und Valentinian befestigten Orte im Prinzip sämtlich schon im 1. Jahrhundert militärisch besetzt waren und daß sie in der sogenannten «militärlosen» Periode des 2. und 3. Jahrhunderts Zentren der Verkehrsüberwachung und Etappenstationen waren. Von einem Unterbruch in der Besetzung kann also nicht gesprochen werden, insofern eine solche zu keiner Zeit von der zahlenmäßigen Stärke der anwesenden Truppen bestimmt wird, sondern einzig durch den Besitz der strategisch wichtigen Punkte. Dieses Ergebnis einer deutlichen Kontinuität vom 1. bis 4. Jahrhundert kann nicht überraschen. Ist sie doch zunächst einmal die Folge der sich gleichbleibenden Bodengestalt, die durch die Wasserläufe, Furten und Paßeinschnitte die Verkehrslinien vorbestimmt und zeitlos festhält. Die topographischen Vorgegebenheiten sind jedoch nur insofern bestimmend, als durch sie eine mögliche Rolle eines Ortes im Verkehrssystem – als Brückenstelle, Seehafen, Paßenge – potentiell dauernd bestehen bleibt. Ob und in welcher Form diese potentielle Möglichkeit wahrgenommen und ausgenützt wird, dies liegt im freien Ermessen des Menschen, hier dem Ermessen Roms, eingeschränkt freilich durch die Bedingungen der jeweiligen politischen und militärischen Lage. Betrachten wir die Kastellorte aus diesem Gesichtspunkt, so zeigt sich,

daß in den Militärperioden des 1. und des 4. Jahrhunderts gegenüber den sogenannten «militärlosen» des 2. und 3. die strategisch fruchtbaren Möglichkeiten ihrer Lage in größtmöglichst gesteigerter Weise ausgenützt wurden:

Im 1. Jahrhundert sichern Legionslager Vindonissa, Kleinkastelle und Wachtposten mit starkem militärischem Einsatz eine Grenze, die zugleich Offensivbasis ist, und dazu die Nachschublinien.

Im 2. und 3. Jahrhundert sind Operationsgebiet und Grenze vorverlegt; es geht nur noch darum, Etappenlinien zu sichern. Die Nachschublinien werden vermehrt auch den zivilen Bedürfnissen dienstbar gemacht durch die Vermittlung einheimischer Transportgesellschaften. Zur Überwachung des Verkehrs genügen dicht gereihte, aber schwache Posten. Nur Vindonissa bleibt stärker besetzt.

Im 4. Jahrhundert gilt es wieder eine Grenze zu sichern, nun aber – in Umkehrung der Verhältnisse des 1. Jahrhunderts – durch starken Defensivgürtel, und zudem müssen sämtliche Nachschubprobleme mit heereseigenen Mitteln gelöst werden. Aus der bloßen Verkehrsüberwachung wird zwangsläufig wieder eine militärische Verkehrsregie wie im 1. Jahrhundert.

Wir sahen, die den Verlauf der Besetzungsgeschichte unseres Landes während vier Jahrhunderten bestimmenden Konstanten sind die naturgebotenen Verkehrswege einerseits und andererseits die unausgesetzt vordringliche Aufgabe, die Verbindung zwischen dem Verwaltungszentrum Rom und den Reichsgrenzen zu sichern. Wie diese Aufgabe jeweils gelöst wird, bestimmen die außenpolitische Lage, die Kriegstechnik der Zeit und die verfügbaren wirtschaftlichen und militärischen Kräfte. Wenn im 4. Jahrhundert die Rheingrenze zusammenbricht, so auch darum, weil die Bevölkerung der Grenzgebiete auf ein Maß zusammengeschmolzen war, das die wirtschaftliche Grundlage der militärischen Schutzmaßnahmen erschütterte. Haben wir uns auch auf die Vorgänge im Bereich unserer Landesgrenzen beschränkt, so doch im vollen Bewußtsein, hier in vielleicht besonderer Klarheit schon fassen zu können, was ähnlich sich in allen Grenzzonen des Reichs zugetragen hat. So wenig anziehend die militärische Seite der Provinzialarchäologie gerade heute vielleicht scheinen mag, läßt sich doch nicht übersehen, daß sie nur manche der Fähigkeiten anschaulich werden läßt, welche so viel zum Bestand des Imperium Romanum beigetragen haben.



## Augusti

Von Ernst Meyer, Zürich

Vor Jahren habe ich in der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertums-kunde, Bd. 42 (1943) 59ff. aus Anlaß der Behandlung der Inschrift CIL V 3936 (= D 1348 = Howald-Meyer, Römische Schweiz Nr. 36) das umfangreiche Material zusammengestellt, das den Gebrauch der Bezeichnung Augusti für nacheinander regierende Kaiser oder Kaiser überhaupt belegte, um damit die so oft und bis in neueste Zeit ausgesprochene Behauptung, Augusti könne nur zwei oder mehrere gleichzeitig regierende Kaiser bedeuten, endgültig zu widerlegen. Es handelte sich nur um Belege, die mit Sicherheit vor das Jahr 161 n. Chr. fallen, in dem mit Mark Aurel und Lucius Verus die erste Samtregierung zweier Augusti auftritt. Es sei mir an dieser Stelle gestattet, einige neue Fälle dieser Art nachzutragen, die seither bekannt geworden sind.

Am wichtigsten ist die Inschrift aus Brough-on-Humber, Yorkshire: *Ob. honor[em] | domus divi[nae] | Imp. Caes. T. Ael. H[adri]|ani Antonini A[ug] | p. p. cos. [- -] | et numinib(us) A[ug](ustorum)*<sup>1</sup>, also eine Weihung für Antoninus Pius und die Göttlichkeit seiner Vorgänger. Daß *Augustorum* aufgelöst werden muß, ist wegen des Plurals *numinibus* sicher. Die Inschrift aus Msaken (Tunesien), Rev. Arch. 1938, II 321 nr. 43, in der ein Kaiserpriester im Jahre 106/7 n. Chr. *aedem Augustor(um) et imagine[m ...] argenteam* weiht, steht jetzt auch bei Merlin, *Inscriptions latines de la Tunisie* als nr. 148.

Zu den in meinem Aufsatz genannten *Publii Aelii Augustorum liberti*, nämlich Freigelassenen Hadrians, kommt jetzt hinzu der *P. Aelius Tyrannus Augustorum libertus* aus Rom, Mon. ant. 39 (1943) 154 nr. 20<sup>2</sup>.

Der Kaiserkult auf der iberischen Halbinsel, wo sowohl im Kaiserkult der einzelnen Städte wie in dem der ganzen Provinzen *sacerdotes* und *flamines Augustorum*, *Divorum et Augustorum*, *Divorum Augustorum* in verschiedensten Varianten besonders häufig sind, ist jetzt ausführlich behandelt von Robert Etienne, *Le culte impérial dans la péninsule Ibérique d'Auguste à Dioclétien* (Bibliothèque des écoles Françaises d'Athènes et de Rome 191, Paris 1958). Ein großer Teil dieser Inschriften ist auf das 1. Jahrhundert oder die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts datiert. Daß *Augusti* hier die lebenden Kaiser allgemein bedeutet und der Kult in diesen Fällen den Kaisern insgesamt, den Lebenden wie den Toten zugleich,

<sup>1</sup> Transactions of the East Riding Antiquarian Society 28 (1939) 230 = JRS 28 (1938) 199 nr. 1.

<sup>2</sup> Zu dem in meinem Aufsatz S. 64 Anm. 23 zitierten *T. Aelius Augg. libertus Restitutus* von CIL VI 8568 = D 1482 s. jetzt auch H. U. Instinsky, *Jahrb. d. Röm.-Germanischen Zentralmuseums Mainz* 5 (1958) 250f.

galt, scheint sicher, s. bes. Etienne S. 126ff. 131ff. 133. 162ff. 184. 200ff. 292f. 298f. 486. 488f. An neuen Belegen war seit der Veröffentlichung des zweiten Bandes des CIL hinzugekommen *Archivo español de arqueología* 28 (1955) 216ff. nr. 16 (214 Abb. 19) = Etienne l. c. 205 nr. XVIII; 209 aus Barcelona: *[l]am(ini) Divor(um) / et Aug(ustorum)*, «spätestens aus der Zeit Trajans».

Die griechischen Belege, in denen *Σεβαστοί* oder *θεοὶ Σεβαστοί* in Inschriften des 1. oder frühen 2. Jahrhunderts die Kaiser allgemein bedeutet, noch um einige weitere zu vermehren, ist bei ihrer großen Häufigkeit ziemlich überflüssig. Nur auf einige wenige Fälle sei noch aufmerksam gemacht. In einer Inschrift von Balbura im südwestlichen Kleinasien aus der Zeit Vespasians wird der Statthalter Lykiens L. Luscius Ocrea (RE XIII 1865f.; Magie, *Roman rule in Asia Minor* 1387f. Anm. 50 und 51; 1598) *[πρεσβευτῆς τῶν] Σεβαστῶν καὶ ἀντιστράτηγος* genannt, Le Bas-Waddington V 303 nr. 1225; IGRR III nr. 466. Die Stadt Apollonia in Pisidien ehrt im 1. Jahrhundert n. Chr. ihren Bürger (C. Julius?) Olympichus *ἐπὶ τε τῇ εἰς τοὺς Σεβα[στοὺς] / εὐσεβείαι*, Sterrett, Wolfe expedition 367 nr. 531; IGRR III 139 nr. 321; Monum. Asiae Min. antiqua IV 62 nr. 161; Jahresh. 28 (1933) Beibl. 181f. In der athenischen Inschrift Hesperia 10 (1941) 72ff. nr. 32 wird Q. Trebellius Rufus von Tolosa, attischer Archon zwischen 85/86 und 94/95 n. Chr. als *ὀνηρέτης τῶν Σεβαστῶν* bezeichnet, und zwar im Text eines Briefes der Stadt Tolosa an Athen, also wohl aus dem Lateinischen übersetzt.

Endlich seien die sehr zahlreichen Weihungen *ὑπὲρ τῆς τῶν Σεβαστῶν σωτηρίας* in Gerasa genannt, Carl H. Kraeling, *Gerasa, city of the decapolis* (New Haven 1938) 376ff. Aus dem 1. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts vor 161 n. Chr. stammen davon die nr. 5. 10. 20. 21. 22. 24. 27. 28. 29. 49. 50. 53. 54. 117. 119. 120.

Geschlossen sei mit der Bemerkung, daß neuerdings z. B. G. Jacopi in Ruggieros *Dizionario epigrafico* IV (1948/49) 531 ebenfalls feststellt, daß ein *legatus Augustorum* auch ein Provinzstatthalter sein kann, der eine Provinz oder mehrere unter zwei oder mehr aufeinanderfolgenden Kaisern verwaltete, und dafür einige Beispiele bringt (S. 534), die in meinem früheren und dem jetzigen Aufsatz berücksichtigt sind, und daß Gordon in den nicht erhaltenen ersten Zeilen der großen Inschrift für den Konsul von 49 n. Chr. Quintus Veranius ergänzt *quaestor candidatus Augustorum Ti. Caesaris et C. Caesaris Germanici*, ohne es für nötig zu halten, über die Berechtigung einer solchen Ergänzung ein Wort zu verlieren (Arthur E. Gordon, *Quintus Veranius consul A. D. 49*, University of California Publications in classical archaeology II 5 [1952] 270f.).

## Verkannte Köpfe

Von Hans Jucker, Bern

Als der junge Student Theodor Wiegand den Standpunkt verfocht, die moderne Kunst sei der richtige Ausgangspunkt, um der klassischen nahe zu kommen, entgegnete ihm sein älterer Korpsbruder Karl Dyroff, man müsse vor allem ein tüchtiger Philologe sein, um Archäologe zu werden, und Carl Watzinger fügt dem Bericht über diese Auseinandersetzung hinzu: «Daß Dyroff recht hatte, ist Wiegand erst viel später klar geworden»<sup>1</sup>. Dahin ging auch die Überzeugung Arnold von Salis', und nur allzu deutlich steht mir aus meinem ersten Basler Semester in der Erinnerung, wie es den sonst so langmütigen Ernst Pfuhl aufbringen konnte, wenn einer beim Übersetzen des Pausanias stockte. Archäologen möchten also doch nicht einfach Leute sein, «die im Erdboden wühlen», wie Sie, verehrter Jubilar, diese Spezies von Altertumsforschern einmal scherzweise definierten, sondern sie bekennen sich gerne und dankbar zu ihrer Mutterwissenschaft, der Philologia, und so möchten auch die folgenden Zeilen, obwohl sie Denkmäler aus Stein zur Sprache bringen, ein Zeichen des Dankes sein an den Lehrer und Meister in der Erforschung des Wortes.

### I

Der erste der Porträtköpfe, die hier einer erneuten Betrachtung unterzogen werden sollen (Taf. 3, 1), wurde von Valentin Müller im 86. Berliner Winckelmannsprogramm von 1927 veröffentlicht. Er war von Freiherrn von Oppenheim in der Gegend von Aleppo erworben, befand sich dann als Leihgabe in der Antikenabteilung der Staatlichen Museen zu Berlin und ist heute verschollen<sup>2</sup>. Müller glaubte, in dem «starkknochigen» Schädelbau des Jünglings Rassenmerkmale des Syrsers zu erkennen. Daraus und aus der Herkunftsangabe leitete er die Berechtigung ab, das Werk als einheimisch syrisch zu betrachten und dessen Eigenart aus dem Charakter des Porträtstils des vorderasiatischen Raumes zu deuten. Er macht es dabei zum Glied einer über Jahrtausende hinaufreichenden Traditionsreihe, an deren Anfang das Haupt des Gudea erscheint. In seiner organischen Durchbildung vertrat der Kopf zwar die Grundlage griechischer Struktur, die aber durch den orientalischen Überbau ins Anorganische abgerückt werde. «Eine starke Festigkeit und Undurchdringlichkeit macht sich fühlbar; das Steinernes des Steins wirkt stärker als in einem griechischen Kopf. Besonders Wangen und Stirn sind mit festgeformten Flächen gegeben, während die Teile in unmittelbarer Nähe der Augen, der

<sup>1</sup> C. Watzinger, *Theodor Wiegand* (1944) 33.

<sup>2</sup> Weder weitere Aufnahmen noch die Negative der bei Müller reproduzierten sind vorhanden. C. Blümel sei auch hier für seine Hilfe gedankt.



Nase und des Mundes weicher modelliert sind»<sup>3</sup>. Nicht nur in dieser treffend umschriebenen formalen Beschaffenheit, sondern auch in der Intensität des zum Transzendenten neigenden seelischen Ausdrucks sieht Müller die Wirkung orientalischen Erbes<sup>4</sup>.

Während Müller das Bildnis so aufs bestimmteste einer mesopotamisch-syrischen Kunstlandschaft einordnet, läßt er für die zeitliche Stellung den weiten Spielraum von hundertfünfzig Jahren offen: «zwischen dem letzten Viertel des 1. und ersten Viertel des 3. Jahrhunderts», wobei er einer Ansetzung ins erste Drittel dieses Zeitraums den Vorzug geben möchte<sup>5</sup>. Allein die Annahme einer flavischen, traianischen oder hadrianischen Entstehung wird schon durch die Art der plastischen Behandlung des Auges widerlegt. Müller hatte dieses Detail als Kriterium verworfen, weil es in Italien in flavischer Zeit gelegentlich vorkomme, vor allem aber auf palmyrenischen Grabsteinen des 1. Jahrhunderts<sup>6</sup>. Was für Beispiele er im ersten Falle im Sinne hatte, verschweigt er. Eingetiefte Pupille und Irisumrandung gibt es schon im frühen 1. Jahrhundert n. Chr. in Norditalien und der Provence, jedoch von ganz anderer Form und stets ohne den illusionistischen Glanzlichteffekt, wie ihn beim Jünglingskopf der schmale Sporn am oberen Pupillenrand hervorrufen will<sup>7</sup>. Wegner möchte den Beginn der hier angewandten Bohrentechnik auf das Jahr 128 n. Chr. festlegen<sup>8</sup>. Aber auch in hadrianischer Zeit ist der große, sphärisch eingetiefte Augenstern mit dem von oben hereinwachsenden Glanzlichtsporn – am linken Auge sehr deutlich zu unterscheiden – nicht anzutreffen. Und vollends anders sehen die Augen der palmyrenischen Grabbüsten aus. In der Regel besteht dort die Innenzeichnung in zwei konzentrischen Kreisen, oder die Pupille wird in der Mitte eines Kreises als kleiner Punkt angedeutet<sup>9</sup>.

Bernhard Schweitzer, der sich, soviel ich sehe, als einziger noch mit unserem Jünglingsporträt befaßt hat, zieht das Ende des von Müller bezeichneten Zeitraums vor: spätestens gleichzeitig mit Alexander Severus (nach 230), wahrscheinlich älter<sup>10</sup>. Beim Vergleich mit dem Elagabalus des Capitolinischen Museums, den er des Ausdrucks wegen herangezogen hatte, stellte aber schon Müller fest, daß dem syrischen Kopf eine «viel größere Festigkeit und Geschlossenheit» eigen sei. «Erst der Kolossalkopf des Constantin hat eine vergleichbare feste Undurchdring-

<sup>3</sup> S. 13.

<sup>4</sup> S. 16f.

<sup>5</sup> S. 23.

<sup>6</sup> S. 21f.

<sup>7</sup> z. B. S. Aurigemma, *Il monumento dei Concordi presso Boretto*, Rivista dell'Istituto di Archeologia e Storia dell'Arte (1931) 268ff. Taf. 1f.; W. Altmann, *Die römischen Grabaltäre der Kaiserzeit* (1905) Abb. 165; am Iulierdenkmal in St-Rémy, Röm. Mitt. 52 (1937) Taf. 5 und 7 usw.; vgl. C. Carducci, Boll. Società Piemontese d'Archeologia e Storia di Belle Arti 3 (1949) 22f. Abb. 11 c unten und Abb. 16; allgemein F. Poulsen, *Ikonomographische Miscellen* (1921) 84ff.

<sup>8</sup> M. Wegner, *Hadrian* (1956) 10. 21f. 69.

<sup>9</sup> H. Ingholt, *Studier over Palmyrensk Skulptur* (1928); H. Seyrig, *Berytus* 3 (1936) 137ff.; D. Makay, *Iraq* 11 (1949) 160ff. usw.

<sup>10</sup> *A trömische Traditionselemente in der Bildniskunst des 3. nachchristl. Jahrh.*, Nederlands Kunsthist. Jaarb. 5 (1954) 178.

lichkeit der kubischen Masse<sup>11</sup>». Die Folgerung aus dieser Erkenntnis zu ziehen, schienen ihm aber doch wieder der Hals zu eingehend und realistisch durchgebildet, die Partien um Nase und Mund zu fein modelliert<sup>12</sup>. Alle die so deutlich auf die Spätantike hinweisenden Merkmale sollen darum als «Vorausseilen» der östlichen Kunstlandschaft verstanden werden<sup>13</sup>.

Unverkennbar steht hinter dieser Interpretation die Lehre Strzygowskis<sup>14</sup>. Das Grundsätzliche des mit dieser verknüpften, schon reichlich zerredeten Fragenkomplexes wollen wir hier nicht erörtern. Im Falle schon der ältesten Grabporträts aus Palmyra kann man ja tatsächlich nicht übersehen, daß manches mit spätantiker Gestaltungsweise zusammengeht: die Erstarrung der plastischen Bewegung, das harte Zusammenstoßen der Flächen, die lineare Ornamentalisierung des Oberflächengefüges usw.<sup>15</sup>; aber das gleiche gilt von einer gallo-römischen Arbeit wie etwa der getriebenen Goldbüste des Mark Aurel aus Avenches<sup>16</sup>. Daß diese nicht aus Rom importiert sein kann, wie vorgeschlagen worden ist<sup>17</sup>, lehrt schon der ohne jede organische Gliederung, genau einen Kreisbogen beschreibende Büstenausschnitt, der nur in den nördlichen Provinzen Parallelen hat<sup>18</sup>. Gleichermaßen sind der Umriß des Bartes, des Haares und Stirnbogens geometrisch vereinfacht. Aufschlußreich ist die Wiedergabe der Pupille: die kleinen Bogen öffnen sich spiegelbildlich-symmetrisch jedesmal gegen außen hin, eine Absonderlichkeit, die sich nur als ornamentale Anwendung einer mißverstandenen Formel erklären läßt und allein schon den Gedanken, es könnte sich wirklich um eine spätantike Arbeit vielleicht eines oberitalienischen Kunstzentrums handeln, hinfällig machen dürfte. Der Eindruck des Spätantiken, der von diesem und anderen gallo-römischen wie von den palmyrenischen Werken ausgehen mag, beruht letztlich auf dem gleichen Gestaltungsprinzip, das man vereinfachend etwa als linearen und flächenhaften Abbau eines plastischen Modells, Reduktion eines organisch verbundenen Formengefüges in eine abstrakt-ornamentale Ordnung bezeichnen könnte. Es bestimmt den Kunstcharakter der Randgebiete überhaupt weithin. Darin beruht die Verwandtschaft peripherer Erzeugnisse verschiedenster Herkunft<sup>19</sup>.

In die Kategorie derartiger Kunstübung wird man ohne Zweifel die von Müller

<sup>11</sup> S. 27.

<sup>12</sup> S. 21.

<sup>13</sup> S. 27.

<sup>14</sup> Vgl. S. 24 und Anm. 5.

<sup>15</sup> Verf., *Alt-römische Porträt-Plastik*, Kunsthaus Zürich 1953, Nr. 82 zu Taf. 13 (um 150 n. Chr.).

<sup>16</sup> P. Schazmann, *Zeitschr. f. schweiz. Archäol. u. Kunstgesch.* 2 (1940) 69ff. mit unrichtiger Auffassung über den Herstellungsvorgang.

<sup>17</sup> M. Wegner, *Die Herrscherbildnisse der antoninischen Zeit* (1939) 122 Taf. 27.

<sup>18</sup> So in der großen Bronzestatuette einer Göttin in Dole, E. Espérandieu, *Recueil* 10, 7543. Neue Aufnahmen werde ich in anderem Zusammenhang vorlegen. Die Montierung der Goldbüste als *imago clipeata*, wie Schazmann wollte, fällt außer Betracht wegen der Ausarbeitung der Rückseite und des zu kleinen Kreisradius des Büstenrandes. Der Kopf muß senkrecht, wohl auf einem Sockel aus anderem Material aufgestellt gewesen sein.

<sup>19</sup> Vgl. A. Boëthius, *Riflessioni sul problema dell'arte periferica*, Atti del I° congresso intern. di preistoria e protostoria 1950 (1951) 410 ff.; R. Bianchi Bandinelli, *Gusto e valore dell'arte provinciale, Storicità dell'arte classica*<sup>2</sup> (1950) 229 ff.; ders. *Organicità e astrazione* (1956).

im gleichen Winckelmannsheft veröffentlichte syrische Frauenbüste einzureihen haben<sup>20</sup>. Hier sind die Augen nun wirklich in der palmyrenischen Weise graviert. Besonders leicht haben sich natürlich die Gewandfalten der linearen Schematisierung untergeordnet. Auch die strenge Frontalität, die diese Büste mit der goldenen des Mark Aurel teilt, dient diesem Bedürfnis nach symmetrischer Responson der Teile. Hier indessen hat Müller diese Erscheinungen nicht aus der lokalen Formüberlieferung allein, sondern zugleich aus der Spätstufe der Entstehung zu verstehen versucht. Er setzt daher die Arbeit im Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. an<sup>21</sup>. In Wirklichkeit stellt das Bildnis Iulia Maesa als Diva dar und muß um 223 entstanden sein<sup>22</sup>. Gegenüber dem Jünglingskopf wirkt die Modellierung auch weit weniger fest und undurchdringlich, sondern eher wie eine kantige Holzschnitzerei.

In dem Bildnis des Jünglings können wir nichts von solcher peripherer Prägung erkennen; in allem spüren wir vielmehr den entschiedenen Willen und die sichere, an bedeutenden Aufträgen geschulte Hand eines Meisters. In der schlichten Klarheit des Formenvortrags, dem betonten Ernst und der Verhaltenheit der Charakterisierung des Dargestellten, die an die Porträts des C. und L. Caesar gemahnen<sup>23</sup>, offenbart sich seine klassizistische Haltung. Nicht im späten 1. noch im 2. oder frühen 3. Jahrhundert sind stilistische Entsprechungen zu finden, sondern im 4.

Das lange, elegante Oval des Gesichts läßt vielleicht zunächst an die Gestaltungsweise der theodosianischen Epoche denken. Sehr ähnlich kehrt dort auch die dichte, kaum gegliederte Haarkappe mit den kurzen, vor die Ohren fallenden Strähnen bei der meistens Valentinian II. benannten Statue aus Aphrodisias wieder<sup>24</sup>. Ebenso ist die Form der Pupille verwandt; aber die Verhärtung der Oberfläche geht um ein beträchtliches weiter; man vergleiche außer den kritischen Partien, auf die Müller beim Kopf aus Aleppo hingewiesen hat, besonders den zarten Übergang von der Stirn zur Nase bei diesem mit der abstrakten Konstruktion dort. Die gleiche Stufe von Verdichtung und dennoch gewahrter Lebenswärme finden wir jedoch in dem Kopf eines jugendlichen Augustus – nach Delbrueck des Constans – in Istanbuler Privatbesitz<sup>25</sup>. Noch besser als die beiden Statuen auf der Balustrade des Capitols vertritt er den «weichen Stil» des zweiten Jahrhundertviertels<sup>26</sup>. Hin-

<sup>20</sup> Abb. 3 und Taf. 2.

<sup>21</sup> S. 24.

<sup>22</sup> Vgl. vorläufig die Konsekrationsmünze bei G. Bruns, Mitt. d. Instituts 6 (1953) 74 Taf. 31, ausführlicher in meiner im Druck befindlichen Arbeit über römische Blätterkelchbüsten.

<sup>23</sup> F. Chamoux, *Gaius Caesar*, BCH 74 (1950) 250ff.; ders. Mon. Piot 44 (1950) 83ff. Taf. 9. Eine gut erhaltene Statue des C. Caesar mit verhülltem Haupt – es fehlen nur die angestückten Teile der Arme – stand 1953 im Skulpturendepot in Gortyn.

<sup>24</sup> R. Delbrueck, *Spätantike Kaiserporträts* (1933) 195ff. Taf. 92; H. P. L'Orange, *Studien zur Geschichte des spätantiken Porträts* (1933) 73ff. Abb. 181–183; J. Kollwitz, *Öströmische Plastik der theodosianischen Zeit* (1941) 81ff. Taf. 16 und 34; W. F. Volbach, *Frühchristliche Kunst* (1958) 50f.; A. Rumpf, *Stilphasen der spätantiken Kunst* (1957) 17f. Taf. 13, 56f.: Valens. Prof. Hirmer in München habe ich für die Übermittlung seiner Originalaufnahme zu danken.

<sup>25</sup> G. Bruns, *Zwei Bildnisse eines spätrömischen Kaisers*, Jahrb. 47 (1932) 135ff. Taf. 5f.: Constantius II.; Delbrueck (s. vorige Anm.) 154f. Taf. 58f.

<sup>26</sup> Rumpf (s. Anm. 24) 13.



sichtlich des Härtegrades unterscheidet sich der Jüngling aus Syrien weder in der Modellierung der Mundpartie noch des Halses von ihm. Ebenso kompakt liegt das Haar über Stirn und Scheitel. Auch der Kopf in Istanbul wendet sich, nur weniger stark, aus der frontalen Richtung ab, und wahrscheinlich hängt bei beiden die Asymmetrie der Augenstellung und des Verlaufs des oberen Stirnrandes mit dieser Bewegung zusammen.

Auf die konstantinische Zeit weist schließlich mit aller Bestimmtheit die Beschaffenheit des Diadems. Das einfache, glatte Band trugen nach Aussage der Münzen zunächst Constantin d. Gr. und die Caesares, und zwar vorwiegend auf den Prägungen mit Gebetshaltung, spätestens von den Tricennalien Constantins (335) an nur noch die Caesares, zuletzt Constantinus II., Constantius II., Constans und Delmatius auf einer Ausgabe von Thessalonike mit *principi iuventutis*<sup>27</sup>. Mit dem Banddiadem der konstantinischen Caesares ist in der Regel auch die ältere Frisur mit dem kurzen Nackenhaar verbunden, wie sie unser Jüngling zu tragen scheint. So viel jedenfalls zeigt die ungenügende Profilaufnahme, daß das Haar am Halse nicht waagrecht nach vorne gezogen ist, wie es bei Constantin von 330 an und bei den Caesares mit Lorbeer vorkommt – bezeichnenderweise nicht bei dem schon 326 verstorbenen Crispus. Noch kokettere Gestalt nimmt diese Staatsfrisur 335 bei Constantin und dann bei den Söhnen als Augusti an<sup>28</sup>. Der merkwürdige Ansatz unter dem rechten – und nur unter dem rechten – Ohr des Marmorkopfes stammt nicht etwa von einer solchen Halslocke. Müller erklärt ihn als Rest eines Ohrschmucks, von dem am Ohr läppchen noch Spuren vorhanden seien<sup>29</sup>. Mit bisweilen recht gewichtigen Bommeln behängten parthische und alle sassanidischen Könige ihre Ohren<sup>30</sup>. Daß der nach nichts weniger als einem Artabanos oder Ardashir aussehende Jüngling an einem Ohr Schmuck getragen haben sollte, kommt mir sehr unwahrscheinlich vor; eher möchte ich glauben, daß die Bruchstellen mit dem Ende des Bandes verbunden waren, dessen abgebrochener Anfang über dem Nacken noch zu sehen ist. Er verläuft genau in der Richtung auf den stehen gebliebenen Zapfen. Gerade bei glatten Diademen und Kränzen Constantins und seiner Söhne fallen die Bänder oft weit in den Nacken oder über die Schulter nach vorne<sup>31</sup>.

<sup>27</sup> Delbrueck (s. Anm. 24) 58; J. Lafaurie, *Médaillon constantinien*, Rev. Num. 5. Ser. 17 (1955) 244 Anm. 4. Die Emission mit *principi iuventutis* erfolgte, wie P. Strauss in Basel mir freundlicherweise mitteilt, wohl zu den Tricennalien, spätestens 337 vor dem Tod des Delmatius. Zum Orans-Typus vgl. H. P. L'Orange, *Apotheosis in Ancient Portraiture* (Oslo 1947) 90ff. Abb. 66.

<sup>28</sup> Vgl. Delbrueck (s. Anm. 24) 18 und die Münztafeln. Für die numismatischen Beobachtungen wurde das Material des Bernischen Hist. Museums und die neueren Auktionskataloge durchgearbeitet.

<sup>29</sup> S. 3f.

<sup>30</sup> Müller, Abb. 12c (parthisch mit späterer Inschrift); G. Lippold, *Gemmen und Kameen*, o. J., Taf. 74, 8f.; H. Henning von der Osten, *Die Welt der Perser* (1956) Taf. 92, 1; 100–106; auch die Hephtaliten, R. Ghirshman, *Les Chionites-Hephtalites* (Kairo 1948).

<sup>31</sup> Vgl. Münzen und Medaillen AG, Basel, Vente publique XII (1953) 865 (steht physiognomisch dem Marmorkopf besonders nahe); XIII (1954) 762. 763; XVII (1957) 601. 606f. Das Diadem des Jünglings ist ziemlich dick und darum vielleicht so steif, daß das Ende schräg wegstehen konnte.

Es bleibt noch die Frage nach der Person des Dargestellten zu beantworten. Constantinus Magnus wird man ohne weiteres ausschließen dürfen. Es bleibt die Wahl unter den Prinzen seines Hauses, deren Ikonographie bekanntlich nicht weniger umstritten ist als die der iulisch-claudischen, zumal gerade jetzt, wo die *Communis opinio*, die sich bei einigen Identifizierungen beruhigt hatte, den heftigsten Angriffen von allen Seiten her ausgesetzt wird<sup>32</sup>. Diese Unsicherheit braucht nicht zu verwundern angesichts der verzweifelten Ähnlichkeit der Münzbildnisse der verschiedenen Caesares und Augusti einerseits und der starken Variabilität unter den Prägungen jedes einzelnen von ihnen andererseits. So viel geht indessen doch aus dem umfangreichen Material hervor, daß Crispus und Constantinus II., Delmatius und Hannibalianus des vergleichsweise kurzen, rundlichen Schädels wegen auszuscheiden haben. Die beiden letzten haben zudem als Caesares (335 bis 337) schon ziemlich langes Nackenhaar, Crispus und der jüngere Constantinus nicht die lange, schmale und vornehm gebogene Nase des Marmorkopfes. In die engere Wahl kommen somit Constantius II. und Constans. Die Münzporträts beider sind anfangs wenig charakteristisch und weisen später gleichermaßen die leicht gebogene Nase und das lange Gesicht auf. Hier kann meines Erachtens der Herkunftsort den Ausschlag zugunsten des ersten geben. Der Kopf wurde, wie wir wissen, in der Nähe von Aleppo erworben, und nicht weit von dort, in Antiochia, hatte Constantius II. einige Zeit vor 335 bis 337 seine Residenz als Caesar<sup>33</sup>. 317 war er geboren; wenn der Dargestellte «am Ende seines zweiten Lebensjahrzehnts» steht<sup>33a</sup>, so könnte das Bildnis sehr wohl anlässlich der Hochzeit im Jahre der Tricennalien des Vaters, 335, entstanden sein<sup>34</sup>.

Danach glaube ich wagen zu dürfen, Ihnen den feinen, edel geformten Jünglingskopf aus Syrien als Caesarbildnis des Flavius Iulius Constantius, des dritten Sohnes Constantins des Großen und der Flavia Maxima Fausta, vorzustellen.

## II

Wenn S. Casson und W. H. Gross in dem auf Tafel 2 wiedergegebenen Kopf ein Traianbildnis vermutet haben, so war daran größtenteils der erbärmliche Er-

<sup>32</sup> K. Kraft, *Das Silbermedaillon Constantins des Großen*, Jahrb. f. Num. u. Geldgesch. 5/6 (1954/55) 151 ff. 173 ff.; Rumpf (Anm. 24) und E. Coche de la Ferté, *Le Camée Rothschild* (1957).

<sup>33</sup> O. Seeck, RE 4, 1045 f.

<sup>33a</sup> Müller 4.

<sup>34</sup> Nach Coche de la Ferté (s. Anm. 32) ist der Cameo Rothschild ein Hochzeitsbild des Constantius II. von 335. Der physiognomische Vergleich mit unserem Jüngling spricht nicht gegen die Identität der beiden. Bezüglich des Hauptargumentes für die Frühdatierung (Lorbeerkrantz) muß auf Delbrueck (s. Anm. 24) 62 mit Anm. 160 verwiesen werden. Die in der Mitte sich gabelnde, feinsträhnige Stirnfrisur ist meines Wissens bei keinem sicher konstantinischen Porträt zu finden, bei theodosianischen aber oft, vgl. unten Anm. 43. Die Art der Gewandbehandlung mit den eigenartigen, bogenförmig auslaufenden Faltenfalten entspricht vollkommen der des Togatus in Istanbul, Kollwitz (s. Anm. 24) Taf. 21 f. Auch die Identität unseres Kopfes mit dem etwas älteren Mann in Karthago ist möglich, vgl. unten mit Anm. 47. Sollte die starke Wendung unseres Jünglingskopfes durch die Zusammenordnung mit der Braut oder jungen Gattin zu einem Gruppenbild motiviert sein?



haltungszustand schuld<sup>35</sup>. Gehörte er wirklich der Zeit an, der sie ihn damit zuschreiben wollten, so könnte man die Frage der Identifizierung auf sich beruhen lassen; die Möglichkeit aber, auch in ihm einen Zeugen der uns doch in Vielem noch rätselvollen spätantiken Skulptur wiederzugewinnen, berechtigt wohl dazu, ihn trotz seiner Verstümmelung und obwohl er kein sehr bedeutendes Kunstwerk war, noch einmal und aus der Nähe zu betrachten.

Der Kopf hat ungefähr anderthalbfache Lebensgröße, besteht aus einem sehr grobkörnigen Marmor und wurde vor etwa vierzig Jahren, eine gute Wegstunde von Saloniki entfernt, an der Straße nach Serres gefunden. Wahrscheinlich war er dorthin verschleppt. Vom Haar ist nur der von Ohr zu Ohr geschwungene Bogen plastisch ausgeführt, der Verlauf des Schnittes im Nacken lediglich durch einen Absatz angedeutet, alles Übrige aber unbearbeitet gelassen. Der Bildhauer rechnete also mit Betrachtern, die tiefer standen und weder das volle Profil noch die Rückseite sehen konnten. Das Fragment dürfte folglich von einer etwa drei Meter hohen stehenden oder einer erhöht sitzenden Statue stammen. Wir werden sie uns in einer Apsis oder sonst irgendwie in architektonischer Verbindung aufgestellt zu denken haben.

Auch aus der formalen Behandlung des Gesichts meinen wir noch zu erkennen, daß es auf die Wirkung aus der Distanz hin angelegt war. Schläfen und Stirn gehen in gleichmäßiger, zylindrischer Rundung ineinander über. Ohne jede Oberflächenbewegung fällt die verhältnismäßig gut erhaltene linke Wange zu der Wölbung des schweren Kinns ab und stößt mit einer Kante an den Hals an<sup>36</sup>. In deutlich markierten Linien setzen sich die Lider beidseits ab. Die unvermittelten Ränder der Nasenflügel sind eben noch erkennbar, und zwischen den gänzlich zerstörten Lippen haben sich die Enden der bogenförmig nach oben geschwungenen Mundspalte erhalten. Mit ihr korrespondierte im Gegensinne die tief eingegrabene Abgrenzung des Kinns. In einem System von ineinandergefügten, von zueinander und voneinander weg gerichteten Bogen baut sich überhaupt die ganze Kopffront auf. Erst die Zerstörung aller vorspringenden Teile freilich hat dieses lineare Gerüst in so unverhüllter Weise bloßgelegt. Klarer, als dies im ursprünglichen Zustand der Fall war, tritt jetzt auch die abstrakte Körpergestalt zu Tage, in die dieses Haupt eingeschrieben ist. Die erhaltenen Partien lassen noch deutlich genug wahrnehmen, bis zu welcher Härte sich die Oberfläche hier verdichtet hatte. Diese

<sup>35</sup> S. Casson, *Macedonia. Antiquities*, Annual Brit. School Athens 23 (1918–19) 39 Taf. 10, 2; W. H. Gross, *Bildnisse Traians* (1940) 130 Nr. 55 Taf. 25b; 102 mit deutlicher Reserve: «Eine Sicherheit ist nicht zu gewinnen». Die Identifizierung von mir schon abgelehnt AJA 61 (1957) 251 Nr. 22. Dasselbst bitte ich Nr. 17 in Nr. 27a und die beiden orthographischen Druckfehler zu verbessern. Nr. 45, Centuripe, konnte ich inzwischen im Original studieren: späthadrianische Arbeit, Bohrungen in Augen und Haar, nicht Traian. Ein weiterer Nachtrag ist von H. Biesantz zu erwarten. Ferner: Achatköpfchen mit Schnitt für eine Ergänzung der Nase, Kunsthandel Zürich, Juli 1959. B. Ashmole und D. Haynes danke ich für Unterstützung im Museum und die Beschaffung der Aufnahmen. Taf. 2, 2 ist von etwas zu hohem Standpunkt aufgenommen, so daß der Kopf zu kurz wirkt.

<sup>36</sup> Der Hals steht bei strenger Frontalansicht etwas schräg zum Kopf, der demnach eine Spur nach rechts geneigt gewesen wäre.



«steinerne» Schale hat nichts mehr von der Natur durchbluteter Haut an sich, wie sie in einem traianischen Bildnis dargestellt, aber selbst in dem vorher besprochenen Jünglingskopf noch empfunden ist.

Kolossale Dimensionen forderten schon immer ihre besondere Sprache, drängten zu einer Zurückführung auf einfache, große Formen, die vielfach über den Zeitstil hinaus zu weisen scheinen. Den allgemein als traianisch bezeichneten Caesar des Neapeler Nationalmuseums<sup>37</sup> kennzeichnet eine metallene Schärfe des Schnitts, welche die Präzision der Formen aller Traianporträts übertrifft. Bei dem wahrhaft monumentalen Traian in Ostia schwankt man ob seiner «kristallinen Klarheit» zwischen einer durch die Fundzusammenhänge empfohlenen hadrianischen und einer noch späteren Datierung<sup>38</sup>. In dem neu gefundenen, gewaltigen Augustuskopf in Tyndaris<sup>39</sup> tritt der augusteische Stil in einer eigentümlichen Brechung auf, von der sich schwer entscheiden läßt, ob sie durch die Umsetzung eines stadtrömischen Vorbildes in einer «peripheren» Werkstatt, die Vergrößerung des Maßstabs oder die Entstehung in nachaugusteischer Zeit bedingt sei. Aus den sorgfältigen Untersuchungen, die Kähler und Kraft<sup>40</sup> dem riesigen Marmorkoloss im Hof des Konservatorenpalasts haben angedeihen lassen, ergibt sich die größte erreichbare Wahrscheinlichkeit dafür, daß er ein Werk der gleichen Zeit ist, in der die subtil modellierten Herrscherköpfe am Konstantinsbogen gearbeitet wurden. Rumpf aber wollte ihn dem «härteren, klaren und durchsichtigen Stil der Zeit des Valentinian I.» zuordnen<sup>41</sup>.

Die Haartracht mit den in die Stirn gestrichenen Strähnen hatte Traian aus der Provinz nach Rom gebracht<sup>42</sup>, vielleicht nicht ohne Absicht sich auch darin gründlich unterscheidend von einem so stutzerhaft frisierten Vorgänger wie Domitian. Constantin und seine Söhne griffen nach der Mode des «Rekrutenschnitts» unter den Soldatenkaisern wieder auf sie zurück, und sie lebte mit Variationen bis ins 5. Jahrhundert weiter. Einzelne Köpfe auf den Sockelreliefs des Obelisken und auf dem Missorium des Theodosius I. zeigen zudem den gleichen ungebrochenen Bogenrand über der Stirn; aber die Strähnen fließen hier zu einem dichteren Fransensaum zusammen, der aussieht, als ob er mit einem viel feineren Kamm geordnet wäre<sup>43</sup>. Bei der Statue aus Aphrodisias und dem wunderbar erhaltenen Kopf aus Istanbul<sup>44</sup> ist diese Stirnfrisur wieder mit dem kurzen Nackenhaar verbunden, das, wie wir gesehen haben, bis in die dreißiger Jahre zur konstantinischen Mode gehörte. In die theodosianische Zeit scheint der Kopf also nicht zu passen;

<sup>37</sup> E. Boehringer, *Der Caesar von Acireale* (1933) Taf. 30f.

<sup>38</sup> Gross (s. Anm. 35) 114 Taf. 33.

<sup>39</sup> B. Neutsch, *Arch. Anz.* 1954, 616 Abb. 78.

<sup>40</sup> H. Kähler, *Konstantin* 313, *Jahrb.* 67 (1952) 1ff.; Kraft s. oben Anm. 32.

<sup>41</sup> (s. Anm. 32) 18 zu Taf. 12, 55.

<sup>42</sup> Vgl. die vortraianischen Keltenköpfe A. Varagnac, *L'art gaulois* (1956) 1 (Zebrovica). 31 (Entremont). 43f. (hoekender Gott Bouray) usw.

<sup>43</sup> G. Bruns, *Der Obelisk und seine Basis auf dem Hippodrom zu Konstantinopel*. *Istanbuler Forschungen* 7 (1935) Abb. 38ff.; *Missorium*, Delbrueck (s. Anm. 24) Taf. 94; *L'Orange* (s. Anm. 24) Abb. 171; Volbach (s. Anm. 24), Taf. 53.

<sup>44</sup> Vgl. oben Anm. 24 und Volbach (s. Anm. 24) Taf. 56f.

es fehlt ihm auch sonst jeder Ansatz zum Feinen und Zierlichen, das deren Stil auszeichnet. In seiner Vierschrötigkeit glauben wir eher noch etwas von tetrarchischem Erbe zu spüren.

Auf Grund dieser Erwägungen und Vergleiche scheint mir unser «Pseudotraian» am ehesten in der Regierungszeit Constantins des Großen seinen Platz zu finden. Oder sollten wir es vielleicht doch mit einem Traianbildnis zu tun haben, nur eben in einer spätantiken Fassung? Bekanntlich hat H. P. von Blanckenhagen den unfertigen Kolossalkopf ehemals im Garten des Konservatorenpalastes in diesem Sinne interpretiert<sup>45</sup>. Doch das schwere Kinn und vor allem die bis an die Ohrläppchen herabreichenden Schläfenlocken verwehren diesen Ausweg strikte.

So werden wir den Dargestellten wie vorher des Diadems, so hier der Überlebensgröße wegen unter den Angehörigen des konstantinischen Kaiserhauses zu suchen haben. Constantin I. scheint nicht in Betracht zu fallen, weil er sein Stirnhaar immer symmetrisch gegen die Mitte hin frisiert trug. Die Strähnen sind aber bei unserem Kopf von der rechten Schläfe her alle gegen die linke hin gerichtet, über der sich eine Zange bildet: eine Anordnung also, die ziemlich genau mit der beim Prinzen unserer Tafel übereinstimmt. Der mit einiger Wahrscheinlichkeit auch auf Constantius II. bezogene, noch etwas größere Kopf in Karthago, der schon der Altersstufe wegen nicht vor 337 entstanden sein könnte<sup>46</sup>, hat zwar sein Vorderhaar nach Art Constantins gekämmt, sehr ähnlich ist aber der dicke, wulstige Reif, zu dem es sich aufbauscht. Und dem karthagischen Porträt wiederum entspricht in der Haarbehandlung aufs genaueste ein Kopf in Istanbul, der angeblich aus Kandia auf Kreta stammt (Taf. 3)<sup>47</sup>. N. Firatli hat ihn als Porträt Constantins des Großen aus dem Jahre 324 veröffentlicht, wobei er sich unter anderem auf dessen Statue über der Capitolstreppe beruft; aber deren Pendant, das Constantius II. darstellt<sup>47a</sup>, scheint mir, vor allem in der Mundpartie, mehr physiognomische Ähnlichkeit aufzuweisen. Dem Istanbuler wie dem Karthager Caesar fehlen Kranz und Diadem<sup>48</sup>. Jener wirkt eher etwas jugendlicher als dieser; beide

<sup>45</sup> *Ein spätantikes Bildnis Traians*, Jahrb. 59 (1944) 45ff. Vgl. C. C. van Essen, *Studia van Hoorn* (1951) 36 Taf. 10, 2. Die relativ breiten Haarsträhnen könnten auf Rechnung des Vorbildes gehen, aber das Untergesicht scheint mir von vorneherein zu sehr auf plastische Durchdringung hin angelegt, als daß ich der Datierung ins 5. Jahrhundert noch zustimmen könnte.

<sup>46</sup> G.-Ch. Picard, *Un portrait présumé de Constance II à Carthage*, Mon. Piot 49 (1957) 83ff.

<sup>47</sup> Nach Photo Marburg LA 1314/4 und 1314/7. Mendel, *Catalogue des sculptures* 3, 344 Nr. 1107: Ende 1./Anfang 2. Jahrhundert n. Chr.; L'Orange (s. Anm. 24) 64: spätkonstantinisch; N. Firatli, *A Short Guide to the Byzantine Works of Art in the Archaeol. Museum of Istanbul* (1955) 43 Taf. 1, 1; ders. *A Portrait of Constantine the Great in the Museum*, Annual of the Archaeol. Museums of Istanbul 7 (1956) 3ff. Das Hinterhaupt ist in meines Wissens singulärer Weise mit Ringellocken bedeckt. Sonderdruck und Publikationserlaubnis verdanke ich der Freundlichkeit Nezih Firatlis. Ich notierte den Kopf 1953 im Garten des Museums. Jetzt ist er, von der nicht zugehörigen Statue abgenommen, im Museum aufgestellt.

<sup>47a</sup> Delbrueck (s. Anm. 24) 135f. Taf. 46f.; L'Orange (s. Anm. 24) 55, 3 Abb. 156.

<sup>48</sup> Vgl. Lafaurie (s. Anm. 27) 244 Anm. 5: Münzbildnisse von Constantin I., Licinius und den Söhnen ohne Kranz oder Diadem, ebenso Constantius Gallus als Caesar (bei dem aber die späte «Staatsfrisur» zu erwarten wäre), Magnentius und Decentius. Iulianus hat das Diadem erst als Augustus.

sind keine Jünglinge mehr. Ebenso kennzeichnen bei unserem Bildnis die heraustretenden Unterlider, die beginnende Faltenbildung neben den Nasenflügeln und der Kinnansatz die Reife des erwachsenen Mannes. Durch das lange Oval des Gesichts stellt er sich näher zu Constantius II., der darum auch den Vorzug vor Crispus hat; bei Constans aber wäre in diesem Alter das Diadem des Augustus und die spätere «Staatsfrisur» zu erwarten. Alles, was aus dem so arg entstellten Haupte noch zu gewinnen ist, scheint auf die Lösung hinzuführen, daß wir auch in ihm Constantius II. zu erkennen hätten.

### III

Etwas anders liegt nun der dritte Fall; denn die Verkennung betrifft hier in erster Linie die künstlerische Bedeutung des Werkes. Die Vortrefflichkeit der bildhauerischen Arbeit und die Kraft der Menschenschilderung bleiben, wie wir meinen, noch in den Aufnahmen, die wir den verständnisvollen Bemühungen Ludwig Hussongs zu verdanken haben, eindrucksvoll genug (Taf. 4, 1–2)<sup>49</sup>. Das war bei der einzigen, kleinen Abbildung, die bisher veröffentlicht war, nicht der Fall. Sie findet sich bei Espérandieu, der die Arbeit dem 2. nachchristlichen Jahrhundert zuweist<sup>50</sup>.

Der Kopf ist lebensgroß, besteht aus «ziemlich feinkörnigem» Marmor, der «jedenfalls nicht aus dem weiteren Umkreis von Trier stammt», wo er 1901 bei Kanalisationsarbeiten an der Feldstraße 5 zu Tage trat. Dies geschah anscheinend zu spät, als daß Hettner ihn in seinen Katalog der Steindenkmäler des Rheinischen Landesmuseums hätte aufnehmen können. Dagegen zeigte er den Fund an mit der Bemerkung: «Deutung und zeitlicher Ansatz noch nicht gewonnen»<sup>51</sup>. Auf der Rückseite ist der Schädel nur eben zurechtgehauen. Ein konischer, roh gemeißelter Fortsatz unter dem Hals diente zur Einlassung wohl eher in eine Gewandstatue als in eine Büste. Das kleine vom Gewand nicht bedeckte Stück der Brust ist dem Halse angearbeitet. Der Nasenrücken ist abgeschlagen, Kinn, Lippen und Brauen sind bestoßen. Bei der früheren Museumsaufstellung war jener Einlaßzapfen in eine Gipsherme versenkt, aus der man ihn jetzt befreit hat. Die Rekonstruktion der ursprünglichen Haltung bereitet etwelche Schwierigkeiten. Sicherlich war der Kopf stark nach seiner rechten Seite geneigt, etwas auch dahin gedreht und gleichzeitig erhoben, das Gesicht also schräg nach rechts aufwärts gewandt. Die Stellung, wie sie ihm auf unserer Abbildung (Taf. 4, 2) gegeben wurde, dürfte recht genau derjenigen entsprechen, in der er auf dem Körper saß.

Mit dem Londoner Porträt hat dieses hier die vollkommen ovoide Grundform gemeinsam. Daß die Angleichung an einen streng geometrischen Umriß dem Schön-

<sup>49</sup> Rheinisches Landesmuseum Trier, Inv.-Nr. S.T. 2309. H. 36 cm, Kinn bis Scheitel 25 cm. Photo Nr. RD 59, 89 (en face); RD 59, 90 (lk. Profil); RD 59, 91 (r. Dreiviertelprofil); RD 59, 92 (Rückseite); alte Aufnahmen des Museums C 10 (en face); C 11 (r. Profil); ferner Photo Marburg 59236. L. Hussong hat mir auch die sachlichen Angaben und Literaturnachweise mitgeteilt.

<sup>50</sup> *Recueil* 6 (1915) 5050.

<sup>51</sup> *Westdeutsche Zeitschr.* 21 (1902) 440.



heitsideal der Zeit verpflichtet war, verrät in sehr augenfälliger Weise der wie mit einer Schablone ausgeführte Haarschnitt, spricht ja doch die Frisur, wie wir es selber von Jahr zu Jahr erleben können, besonders rasch und kräftig auf die Wandlungen des Formgefühls an<sup>52</sup>. Gewiß war die rundliche Fülle ein auffallendes Merkmal in der äußeren Erscheinung des Porträtierten, ebenso deutlich ist aber, daß der Künstler diese körperliche Gestalt analysierend zu sehen und durch Bezüge zu über ihr stehenden, mathematischen Figuren zu klären bestrebt war (auch auf den als Kegelstumpf gebildeten Hals wäre noch hinzuweisen). Aus dem gleichen Anliegen, in der individuellen physischen Erscheinung höhere, allgemeingültige Gesetze sichtbar werden zu lassen, suchte er das geistige Wesen durch den aufwärts gewendeten, visionären Blick im Metaphysischen zu verankern. So spricht auch aus diesem Werk aufs reinste der Geist der Spätantike.

Von allen Bildnissen des 4.-6. Jahrhunderts, die wir auf der Suche nach stilistischen Parallelen mit diesem hier konfrontierten, trat ein diademgeschmückter Kolossalkopf immer wieder in den Vordergrund. Die Tatsache, daß auch er in Trier gefunden ist, stellte sich dabei als zusätzliche Gemeinsamkeit heraus<sup>53</sup>. Die von Delbrueck für ihn vorgeschlagene Benennung Gratianus überzeugt. Nur dieser trägt auf den Münzporträts den charakteristischen Backenbart, und zwar auf Solidi zwischen 378 und 383<sup>54</sup>. Die Modellierung ist, gemäß dem überlebensgroßen Format, großflächiger als bei unserem Privatporträt. Im einzelnen wird die Vergleichung freilich erschwert durch die starke Zerstörung des Gesichts, doch entsprechen die schmalen Überschneidungen der Oberlider, deren Bettung unter den abgeschrägten Augenbogen und die Vertiefung der inneren Augenwinkel recht genau. Der Mund war anscheinend in ähnlicher Weise zugekniffen, und vor allem findet die Haarbehandlung beim Gratianus die am weitesten gehende Übereinstimmung. Die Haargrenze zeigt rundum den gleichen Verlauf, nur über der Stirn ist der Bogen etwas flacher; die Strähnen sind zwar länger, aber ebenso wellig gelegt und in flachem Relief mit natürlicher Weichheit wiedergegeben. Der Blick scheint indessen, soweit die ausgefallenen farbigen Einlagen ein Urteil noch erlauben, geradeaus gerichtet zu sein und wirkt darum auch bestimmter, und die Stirn bleibt unbewegt. Die amazonenschildförmigen Pupillen kehren, samt der Verschiedenheit zwischen den beiden Augen und der leicht auswärtsgedrehten schrägen Stellung, bei dem Bronzekopf des Valens oder Valentinianus vom Ponte Sisto in Rom wieder<sup>55</sup>.

Nicht nur das Trierer Kaiserbildnis wird von unserem Kopf durch die Feinheit der Modellierung übertroffen. Man muß schon ausgedehnte Umschau halten, um

<sup>52</sup> Vgl. Verf. *Antike Kunst* 2 (1959) 59f. Eine Stilgeschichte der antiken Mode ist noch nicht geschrieben.

<sup>53</sup> Delbrueck (s. Anm. 24) 193f. Taf. 90f.

<sup>54</sup> Delbrueck 194 (statt 388 lies 378), Taf. 14, 2; H. Mattingly-Sutherland-Carson, *Roman Imperial Coinage* 9 (1951) 159, 9 Taf. 9, 21 (Pearce).

<sup>55</sup> Delbrueck 182f. Taf. 80; B. M. Felletti Maj, *Museo Naz. Romano, I ritratti* (1953) Nr. 319.

in dieser Zeit Zeugnissen eines so wachen plastischen Sinnes zu begegnen. Ein ähnlich durchgeformtes Gesicht schaut auf dem Sockel des Theodosiusobelisken hinter dem Kaiser hervor<sup>56</sup>. Hier wie dort sind alle rein graphischen Eintragungen und linearen Akzente, wie sie uns in der zuletzt betrachteten konstantinischen Werkgruppe begegnet sind, sorgfältig gemieden. Am deutlichsten verrät sich das Bemühen, alle Härten zu verschleifen, an dem abgerundeten, kaum merklich gewellten Rand, mit dem die pelzige Haarhaube bei dem Trierer Porträt – und in dieser Art allein bei ihm – über die Stirne vorkragt<sup>57</sup>.

Nur ein Zug, der die Eigenart des Werkes aber wesentlich mitbestimmt, scheint sich mit unseren Vorstellungen von der Bildniskunst des späteren 4. Jahrhunderts nicht zu vertragen: der bedeutungsschwere, aufwärtsgerichtete Blick. «Der Blick hat die mächtig gesteigerte Wirkung verloren, die der spätkonstantinische Künstler durch die besondere Akzentuierung der Augen ihm verlieh; ruhig und klar, mit einer gewissen Lässigkeit und Unbefangenheit schaut Valentinian<sup>58</sup> wie auch die auf den theodosianischen Postamentreliefs dargestellten Personen in die Welt hinaus», schreibt L'Orange bei der Gegenüberstellung der beiden Stilstufen<sup>59</sup>. Es trifft zweifellos zu, daß eine Abklärung des expressiven Pathos in der Richtung der neuen, klassizistischen Tendenzen liegt, aber man muß doch wohl in Rechnung stellen, daß auf dem Sockel des Obelisken Zuschauer bei Spielen geschildert werden (das Gesicht des Kaisers selbst ist nicht erhalten). In der rein zeremoniellen Situation auf dem Madrider Missorium<sup>60</sup> scheint auch Theodosius die Augen aufzuschlagen, und übergroß blicken sie bei dem leicht schräg aufwärts gewendeten Kopf aus Istanbul<sup>61</sup> auf ein Ziel, das sie über der Erde in der Unendlichkeit suchen. Ob der Künstler einem Porträt den transzendenten Blick verlieh, hing offenbar mit von dessen Bestimmung ab. Weder übernatürliche Größe noch Insignien geben Anlaß, ihn bei dem unseren als Zeichen herrscherlicher *divina maiestas* zu verstehen. Nicht weltliche, politische Gewalt ist es, die dem Dargestellten durch die Verbundenheit mit den höheren Mächten zuströmt, sondern die reine, geistige Kraft des *homo spiritualis*<sup>62</sup>.

Dazu kommt, daß das Zentrum der theodosianischen Kunst im Osten des Reiches lag. So mag sich im Westen die leidenschaftlichere Bildnisauffassung länger als dort in die zweite Jahrhunderthälfte hinein behauptet haben. Indem ich damit den dritten Kopf als ein Meisterwerk weströmischer Porträtplastik aus der Zeit des Übergangs vom spätkonstantinischen zum theodosianischen Stil zu deuten versuchte, hoffe ich, ihm seinen kunstgeschichtlichen Platz zugewiesen und ihn

<sup>56</sup> Bruns (s. Anm. 43), Abb. 81; Kollwitz (s. Anm. 24), 119 Taf. 35, 3.

<sup>57</sup> In der weichen Haarbehandlung steht die Statue aus Aphrodisias (s. Anm. 24) näher als der auf 350–353 datierte Magnentius in Vienne, Delbrueck 175ff. Taf. 76f.

<sup>58</sup> Vgl. Anm. 24.

<sup>59</sup> (s. Anm. 24) 74.

<sup>60</sup> Vgl. Anm. 43, besonders Delbrueck, Taf. 98.

<sup>61</sup> Volbach (s. Anm. 24) Taf. 56f. (Arcadius); Rumpf (s. Anm. 24) 22 Taf. 15, 65f. (Theodosius).

<sup>62</sup> L'Orange (s. Anm. 27) 95ff.



Tafel 1. Constantius II. als Caesar, verschollen.





1



2

Tafel 2. Spätkonstantinischer Porträtkopf, London.



I



2

Tafel 3. Constantius II. als Caesar(?), Istanbul.



1



2

Tafel 4. Vorthodosianischer Porträtkopf in Trier.



der verdienten Beachtung empfohlen zu haben<sup>63</sup>. Die Frage, ob er in Trier selbst entstanden sei, wage ich trotz der Verwandtschaft mit dem dortigen Gratian nicht zu entscheiden. Die provinzielle Arbeit der dekorativen Zwecken dienenden Hermen von Welschbillig darf jedenfalls nicht als maßgebend für die Fähigkeiten der vom Trierer Hof herangezogenen Meister gelten. Sowohl Valentinian I., der 367 seine Residenz an die Mosel verlegt hatte, wie sein Sohn Gratian waren eifrig bemüht, Dichtung und bildende Kunst zur Verschönerung und zur Hebung des Ansehens der neuen Metropole aufzurufen<sup>64</sup>.

Einer der Führer ihres geistigen Lebens war Decimus Magnus Ausonius, und wen möchten wir – hier und jetzt – lieber als ihn, den *grammaticus* und *rhetor*, den berühmten Professor aus Burdigala, in unserem Bildnis erkennen? Aber Sie haben, verehrter Meister, Ihre Schüler zu oft zur Selbstkritik ermahnt, als daß ich nun versuchen dürfte und könnte, dieses Unbeweisbare glaubhaft zu machen, und Sie sind also selber mit daran schuld, wenn meine Untersuchung nicht zu einem so schönen Schlusse gelangt, wie es sich für einen archäologischen Festgruß wohl geziemt hätte. Doch das sei uns unbenommen, mit Ausonius<sup>65</sup> wenigstens zu wünschen:

*inconcussa tuae percurras tempora vitae.*

---

<sup>63</sup> H. Koethe, *Die Hermen von Welschbillig*, Jahrb. 50 (1935) 234 nennt unseren Kopf – im wesentlichen schon richtig – als Vertreter des spätkonstantinischen Porträtstils im Westen (ob er ihn für einheimisch hält, wird nicht deutlich) und erst den Gratianus als Beispiel des Übergangsstils.

<sup>64</sup> RE 6, 2335f. 2338, 29 (Hochschule, Besoldungserlaß für Professoren!) (Rau); K. F. Stroheker, *Der Senatorische Adel im spätantiken Gallien* (1948) z. B. 19. 26ff., zu Ausonius 150, 51. Rumpf (s. Anm. 24. 24 mit Anm. 55 Taf. 19, 84) weist auch die Deckenmalereien aus dem Dom dieser Zeit zu, meines Erachtens durchaus überzeugend. Auch die Athletinnen von Piazza Armerina passen hierher, aber Rumpf (19, Taf. 18, 80 a–b) übersieht, daß das Mosaik des betreffenden Raums zu einer Erneuerung gehört (ein ornamentaler Boden liegt unter ihm); die Gestalten der Jagdbilder sind durchaus tetrarchisch.

<sup>65</sup> *Parentalia*, praef. 2, 17.

## Wilhelm von Humboldts Agamemnon

*Von Ernst Howald, Ermatingen*

Die Geschichte der zwanzigjährigen Arbeit Humboldts an seiner Agamemnon-Übersetzung hat Albert Leitzmann in Band VIII von Humboldts Gesammelten Schriften (1909) in souveräner Weise geschrieben; neues Material ist seither unseres Wissens nicht dazu gekommen. Wir vermissen auch solches nicht: Die entscheidenden Phasen der Entstehung des Werkes sind hinreichend belegt. Auch die Proben aus der früheren Fassung genügen völlig; weitere Belege aus dem offenbar noch reichen Nachlaß sind überflüssig. Wenn wir trotzdem noch einmal auf dieses von den meisten Zeitgenossen wie von der Nachwelt sehr unfreundlich beurteilte Werk zurückkommen, so geschieht dies, weil wir darin eine der seltsamsten Verirrungen des deutschen Klassizismus und Neuhumanismus beobachten können, eine fast unbegreifliche Vergewaltigung der deutschen Sprache infolge der Hörigkeit gegenüber der Antike. Humboldt ist damit nur ein Beispiel, aber ein besonders charakteristisches und deutliches für eine pathologische Erscheinung, von der damals die ganze klassizistische Literatur, nicht nur die in Übersetzungen reproduzierende, sondern auch in mehr oder weniger hohem Maße die schöpferische befallen war.

Eine Rekapitulation der Entstehungsgeschichte wird uns automatisch vor die uns wichtigen Probleme hinführen; sie muß freilich einseitig symptomatisch ausgerichtet sein und Verzicht leisten auf alle für Humboldts innere Biographie wichtigen Stellen. Inspirator der Übersetzung ist der im Herbst 1792 gewonnene herrscherliche Freund Friedrich August Wolf. Von vagen Plänen einer allgemeinen Äschylusübersetzung, die mit dem Prometheus beginnen sollte, wendet sich Humboldt nach sorgfältiger Durcharbeitung einiger äschyleischer Dramen speziell dem Agamemnon zu: «Es ist wohl unstreitig Äschylos' schönstes Stück, und wenn mir die Musen zusagten, übersetze ich die Chöre gern.<sup>1</sup>» Die Chöre standen aus zwei Gründen im Vordergrund: erstens weil Humboldt sich bereits am Pindar versucht hatte und zweitens, weil Wolf in seinem (nie ausgeführten) Plan einer Übersetzung aller Tragiker, in dem Humboldt den Äschylus hätte übernehmen sollen, für die Dialogpartien eine Prosaversion vorsah. Aber erst im Winter 1796/97 begann er «in süßen Morgenstunden» zu übersetzen. Die Verzögerung erfolgte offenbar, weil Wolf, der Launische, plötzlich «den Äschylus perhorreszierte»<sup>2</sup>. So erwartet er ängstlich Wolfs Frage, wie er überhaupt auf eine so heterogene Arbeit, wie besonders auf den gar eigentlich unübersetzbaren Äschylus falle. «Die Lust hat mich er-

---

<sup>1</sup> An Wolf 6. Febr. 1793.

<sup>2</sup> An Wolf 3. Febr. 1797.

griffen, ich habe angefangen, ich kann nicht davon kommen.» Es solle keine philologische Übersetzung sein, die könne er nicht, vielmehr eine ästhetische und charakteristische, eine, die die Schönheit und den Eindruck wiederzugeben strebt. Eine doppelte Klippe sei zu meiden. «Ist man wörtlich, so muß man nicht bloß oft rau, holpricht, dunkel, undeutsch, sondern ... auch trocken werden, ... denkt man nur an den deutschen Leser, so läuft man Gefahr, Kraft und Nachdruck zu verlieren. Daß ich das letzte Unglück mehr erfahren habe, wird sicherlich Ihr Urteil sein. Freilich habe ich sehr daran gedacht, etwas Lesbares zu liefern, aber vielleicht zu viel und nicht mit dem wahren Geschick und Talent.» Die Trimeter habe er in zehn- und elfsilbige Jamben verwandelt, wie sie Goethes Iphigenie habe. Die anapästischen Systeme habe er, so gut er konnte, nachgemacht. Er bringt dafür drei Beispiele, von denen er sich verspricht, daß Wolf mit ihnen zufrieden sein werde. Sie zeigen die merkwürdige Tatsache, daß er Daktylen einfügt, auch wo das Original keine hat, z. B. Vers 73:

Von des Zuges Gefahr weilen daheim wir.

«Bei den Chören habe ich die Gleichheit der Strophen so gut als ganz aufgegeben. Auch Sie meinten immer, man höre sie nicht. Dagegen habe ich für Reichtum des Rhythmus und passende Versfüße zu sorgen gesucht.» Er bittet um Wolfs Urteil, dabei möge er aber bedenken, daß er kein Verskünstler sei. Vossen könne er darin so wenig als Wolf ein Genüge tun. «Was ich kann, ist höchstens den Charakter des Ganzen nicht entstellen und dem Ohr weder weh tun noch es ermüden.<sup>3</sup>» Einen Monat später meldet er, daß er bei der dritten Szene den Blankvers aufgegeben habe. Er habe weder Fülle noch Haltung genug. Er versuche den wahren Trimeter mit Spondeen und Anapästen in den erlaubten Stellen (wovon er aber offenbar unrichtige Anschauungen hat). Tribrachen seien im Deutschen zu schwer, und jeder Leser hätte sie verstümmelt. Daktylen habe er nur einmal versucht. Desto mehr Spondeen. Goethe sei sehr damit zufrieden gewesen. Trotz der ihm bewußten Fehler denke er doch den Ton und den Geist des Ganzen nicht zu verfehlen und wenigstens nun die Gattung aufzustellen, in der das Theater übersetzt werden muß. Auch wolle er eine Abhandlung begeben über die tragischen Silbenmaße<sup>4</sup>.

Die Reaktion der Freunde ist interessant. Zwar besitzen wir Wolfs Antwort nicht, doch aus Humboldts nächstem Brief<sup>5</sup> erfahren wir, daß er, abgesehen von Einwendungen gegen einzelne Stellen, die äschyleische Größe vermißte, während Schiller, gerade umgekehrt, die Übersetzung zu schwer, hart und undeutlich nennt. Er will gewöhnliche Strukturen, mehr Ausführlichkeit, allenfalls sogar einen weniger obligaten Versbau<sup>6</sup>. Bekümmert fährt Humboldt fort: «Alle sie zusammen scheinen den Versbau, meine sauberste Arbeit und meiner Meinung nach auch die verdienstvollste, gar nicht sonderlich zu achten. Schiller fehlt es an Kenntnissen,

<sup>3</sup> Alles im Brief vom 3. Febr.

<sup>4</sup> An Wolf 3. März 1797.

<sup>5</sup> An Wolf 31. März 1797.

<sup>6</sup> Mündlich, mitgeteilt im gleichen Brief an Wolf.



er rechnet mir vieles darin noch als Schuld an. Goethe scheint ihn zu fühlen und zu billigen, aber zum Beurteilen fehlt ihm an Kenntnis.» Einen Einblick etwas anderer Art in die Errungenschaften, über die Humboldt zu verfügen behauptet, gibt eine Stelle in einem gleichzeitigen Brief an Brinkmann<sup>7</sup>, in dem Goethes Hermann und Dorothea aufs höchste gerühmt wird: «Auch mit dem Versbau hat er sich viel Mühe gegeben und mich oft konsultiert. Ich habe ihm meinen Rat ganz offen erteilt und nicht wenig Verse hat er wirklich geändert. Allein sollte auch vieles durchaus fehlerfrei sein, so wird der große Reichtum und die Kraft des Rhythmus ihm nie recht eigen sein, wenigstens nie so prävalierend als in Voss.»

Für seine eigene Arbeit und für die Beratung Goethes spielt in diesen Wochen das im vergangenen Jahr erschienene Buch Gottfried Hermanns «De metris potetarum Graecorum et Romanorum» eine große Rolle, wie überhaupt allmählich Hermann, wenigstens in den metrischen Fragen, Wolf verdrängt. Das Werk wandert hin und her von Humboldt zu Goethe; in Humboldts Briefen an Goethe finden sich Auszüge daraus. An ein solches Zitat schließt sich in einem Schreiben vom 16. Februar folgender Passus über den Agamemnon an: «Es ist eine schlimme Aufgabe, den dunkeln Äschylus in gleicher Silbenzahl in den Chören wiederzugeben, und dennoch bringt größere Weitläufigkeit ihn um seine ganze Eigentümlichkeit. Das Übelste ist, daß man dabei fast auf den Dank keines Lesers rechnen kann, und noch heute sprach ich mit Schiller davon, daß ich nicht hoffen dürfte, es gerade den vier Menschen, deren Urteil mir hier wert ist, Ihnen, ihm selbst, Wolf und Voss recht zu machen. Vossen bin ich sicherlich nicht streng genug im Metrum, Wolf vermißt an dem Philologischen genaue Treue, Schiller duldet die Freiheiten nicht, mit denen ich doch hie und da genötigt bin, mit unserer Sprache dem Griechischen näher zu treten, Sie ...»

Der nun folgende Aufenthalt Humboldts in Berlin verschafft dem Agamemnon neue Leser (Brinkmann und Gentz) und einen Verleger (Unger), der einen schönen Druck verspricht, aber nie in Funktion treten wird, der Aufenthalt in Wien eine, der in Paris zwei neue Szenen (1799). Dann verschwindet der Agamemnon für fünf Jahre aus dem Leben Humboldts. Erst in Rom (Herbst 1804) findet er wieder Zeit und Stimmung dafür. Das früher Geschriebene wird fast ganz umgearbeitet. «Das Metrum ist jetzt», schreibt er an Goethe<sup>8</sup>, «glaube ich ziemlich rein. Ich erwarte nur Vossens Prosodie<sup>9</sup>, die ich bisher nicht hatte», und drei Tage später an Schweighäuser: «Ich habe unendlich strengere Regeln des Versbaus befolgt und daher fast Vers für Vers umändern müssen.» Vossens Zeitmessung veranlaßt dann in den folgenden Jahren eine erneute Überarbeitung, zum Teil wieder unter Wolfs Einfluß, in dessen Nähe sich Humboldt nach der Rückkehr in die Heimat befindet. Wolf will sogar den Agamemnon in sein Museum der Altertumswissenschaft aufnehmen<sup>10</sup>, ja er überwindet sich dazu, bei Hermann, ohne den Namen Hum-

<sup>7</sup> 27. März 1797.

<sup>8</sup> 5. Juni 1805.

<sup>9</sup> *Zeitmessung der deutschen Sprache* (Königsberg 1802).

<sup>10</sup> F. A. Wolf, *ein Leben in Briefen*, herausgegeben von S. Reiter (Stuttgart 1935) II 90.

boldts zu nennen, den Hermann freilich errät, brieflich vorzusprechen mit der Bitte, die Übersetzung auf metrische Dinge hin zu prüfen<sup>11</sup>. Hermann lehnt ab, gibt aber auf einen persönlichen Brief Humboldts hin einige metrische Ratschläge, wobei er besonders die antispastischen Rhythmen zu genauer metrischer Nachbildung empfiehlt.

Bereits bildet sich eine kleine Gemeinde, die die frühere Fassung der neuen vorzieht (Humboldts Frau, Schelling, partiell auch Wolf: er findet die alten Chöre besser, meldet Humboldt an Caroline<sup>12</sup>). Diese kann aber die Fortsetzung der Revision nicht aufhalten oder gar verhindern, da Wolf auf ein Neues, Besseres drängt. Aber erst in Wien findet Humboldt Zeit, dem Agamemnon eine letzte Feile zu geben. «Übersetzungen dieser Art», schreibt er an Goethe<sup>13</sup>, «sind eigentlich Kunststücke, wie Schnitzwerke aus Holz oder Elfenbein ... Ich werde in der Metrik viel genauer sein als meine Vorgänger.» In einem späteren Schreiben an Goethe<sup>14</sup> heißt es dann: «Die Chöre, die ich ganz in den Silbenmaßen des Originals, nur diese innerhalb der gesetzlichen Schranken und dem Bedürfnis unserer Sprache nach hier und da abändernd, übersetze, halten mich am meisten auf. Im Trimeter hoffe ich, sollen Sie mich viel vollkommener geworden finden. Nur äußerst wenige Verse bleiben, wie sie waren. Überall suche ich mehr auf Reinheit der Längen und Kürzen, auf bessere Abschnitte und auf mehrsilbige, recht volltönende Schlußwörter zu sehen. Die Schwierigkeit wächst dadurch ungemein, allein der Rhythmus wird auch bei Weitem schöner und volltönender.»

Das Agamemnonmanuskript begleitet Humboldt auf seinen Reisen während der Feldzüge; zwei Tage nach der Völkerschlacht bei Leipzig kommt er damit in dieser Stadt zu Gottfried Hermann und liest ihm einige Szene daraus vor: «Er war zufrieden damit und meinte, nie solche Genauigkeit in den Silbenmaßen gefunden zu haben»<sup>15</sup>. Hermann erklärte sich sogar bereit, den Agamemnontext kritisch zu bearbeiten und seine Bemerkungen heftweise Humboldt ins Hauptquartier nachzusenden. Dieser gab freudig die Zusicherung, daß er diesen Hermannschen Text der endgültigen Fassung seiner Übersetzung zugrunde legen werde. Ja es wurde sogar eine zweisprachige Ausgabe in Aussicht genommen. Diese Abmachungen wurden getreulich vollzogen, solange Humboldt eine relative Ruhe in Freiburg i. Br. genoß. Dann unterbrachen die diplomatischen Geschäfte den Fortgang für ein Jahr. Erst in den Jahren 1814 und 1815 vergeht wieder selten ein Abend, «in dem ich nicht etwas mache», nämlich am Agamemnon<sup>16</sup>. Freilich hat die Preisgabe der Freiheit und die Unterwerfung unter die Führung durch Hermann auch bittere Seiten, wie der Stoßseufzer im gleichen Brief verrät: «Am leichtesten wäre es gewesen, ganz für mich zu bleiben, da ich vor dem, was gerade

<sup>11</sup> Vgl. *W. v. Humboldts Briefe an Gottfried Hermann*, mitgeteilt von A. Leitzmann, Festschrift Walther Judeich (Weimar 1929) 228.

<sup>12</sup> An Caroline 11. März 1809.

<sup>13</sup> 7. Sept. 1812.

<sup>14</sup> 15. Nov. 1812.

<sup>15</sup> An Caroline 22. Okt. 1813.

<sup>16</sup> An Caroline 20. Dez. 1814.

Fehler sind, durch mich selber sicher bin. Aber da mir daran lag, daß man sollte meine Übersetzung mit dem Text vergleichen können, so wollte ich sie auch *einem* bestimmten Text in allen Stellen, wie ein Gedicht einer Musik, anpassen, und ich bleibe dabei, daß ein Übersetzer, der nicht selber Herausgeber sein kann, daran besser tut.» Aus dieser Überzeugung heraus schreibt er an Hermann<sup>17</sup>, daß ohne dessen «so ungemein gültige Bemühung ... mein Agamemnon niemals hätte erscheinen können».

Im letzten Moment ließ sich dann aber der Plan der zweisprachigen Ausgabe doch nicht verwirklichen. Der von Hermann gewählte Verleger lehnte ihn ab. So mußte sich Hermann damit begnügen, der Übersetzung ein kurzes Verzeichnis beizufügen der «nicht oder nicht allgemein bekannten Veränderungen der Lesart, welche auf den Sinn oder das Versmaß bedeutenden Einfluß haben und nicht sogleich aus der Übersetzung selbst zu erkennen sind». In dieser Form erscheint dann tatsächlich im August 1816 der Agamemnon, sehr schön gedruckt, in breitem Format, so daß die Zeilen nur sehr selten gebrochen werden müssen. Im Brief, der das Geschenkexemplar an Wolf begleitet, spricht Humboldt die Erwartung aus<sup>18</sup>, daß diesem der neue Agamemnon mißfallen werde, da, wie er selber einsehe, das Ganze zu sehr die Spur der Umarbeitung an sich trage, aber wenn er die Sache von neuem zu unternehmen hätte, würde und könnte er es nicht anders machen. «Wenn sich, wie es bei mir in der Absicht der Metrik notwendig hat der Fall sein müssen, die Grundsätze des Übersetzens gänzlich ändern, so kann man seine ältere noch unrichtiger gemachte Übersetzung unmöglich mehr anerkennen.» Hinsichtlich Wolfs scheint sich Humboldt geirrt zu haben: freilich besitzen wir nur Goethes Zeugnis: «Unser tüchtiger, talent- und geistvoller, aber im Widerspruch verwildernder Wolf ... sprach das Beste von Ihrer sorgfältigen Arbeit», schreibt er an Humboldt<sup>19</sup>.

Der Übersetzung ist eine Einleitung vorausgeschickt, unser letztes Dokument in der Geschichte des Agamemnon, die reich ist an schönen Gedanken über Äschylus, über die Kunst und Möglichkeit des Übersetzens, über den Symbolcharakter der Sprache und deren mystische Wechselwirkung mit dem Geist der Nation. «Wie sich der Sinn der Sprache erweitert, so erweitert sich auch der Sinn der Nation. Wie hat, um nur dieses Beispiel anzuführen, nicht die deutsche Sprache gewonnen, seitdem sie die griechischen Silbenmaße nachahmt ... Es ist nicht zu sagen, wieviel Verdienst um die deutsche Nation durch die erste gelungene Behandlung der antiken Silbenmaße Klopstock, wie noch weit mehr Voss gehabt, von dem man behaupten kann, daß er das klassische Altertum in die deutsche Sprache eingeführt hat.» Etwas später lesen wir: «Soll aber das Übersetzen der Sprache und dem Geist der Nation dasjenige aneignen, was sie nicht oder was sie durch andere besitzt, so ist die erste Forderung einfache Treue.» Dann spricht er davon, wie er sich dieser Treue in seiner Übersetzung zu nähern versucht habe, und kommt zu-

<sup>17</sup> 13. Aug. 1816

<sup>18</sup> 10. Aug. 1816.

<sup>19</sup> 1. Sept. 1816.



letzt nach allgemeinen Ausführungen auf den metrischen Teil seiner Aufgabe. Darauf habe er vorzüglich auf die Reinheit und Richtigkeit des Versmaßes so viel Sorgfalt als möglich gewandt. «Der Rhythmus in den griechischen Dichtern ist gewissermaßen eine Welt für sich. Er stellt das dunkle Wogen der Empfindung und des Gemütes dar, ehe es sich in Worte ergießt oder wenn ihr Schall vor ihm verklungen ist ... Die Griechen sind das einzige Volk, von dem wir Kunde haben, dem ein solcher Rhythmus eigen war.» Nach weiteren Ausführungen in diesem Sinn liest man dann: «Die deutsche Sprache scheint unter den neueren allein den Vorzug zu besitzen, diesen Rhythmus nachbilden zu können, und wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird streben, ihr diesen Vorzug immer mehr zuzueignen.» Die meisten Leser, durch die Willkür der Dichter irre geworden, werden freilich nicht im Stande sein, die Treue der Wiedergabe zu schätzen. «Wenige werden dem Übersetzer in den Chören genau genug folgen, um den richtigen oder unrichtigen Gebrauch einer Silbe zu prüfen, ja, bei gleicher Richtigkeit ziehen, wie schon Voss sehr wohl bemerkt hat, viele eine gewisse Natürlichkeit einer höhern Schönheit des Rhythmus vor.» Die Schwierigkeit für den ungeübteren Leser bestehe besonders in der Existenz einer großen Zahl mittelzeitiger Silben im Deutschen. In den Sprechversen werde es ihm gelingen zu erkennen, wie er Länge und Kürze auf die mittelzeitigen Silben zu verteilen hat. Aber in den komplizierteren Versfüßen müsse der Dichter ihm dadurch zu Hilfe kommen, daß er sich an festere Regeln hält. «Ich habe es mir daher zum Grundsatz gemacht, die mittelzeitigen Silben ..., mit äußerst wenigen Ausnahmen, entweder immer lang oder immer kurz zu gebrauchen.»

Brechen wir hier ab. Erwähnen wollen wir nur noch zwei Dinge, erstens daß, im Verhältnis zur Ausführlichkeit in den Quantitätsfragen, die Behandlung der Cäsuren im Trimeter und den Anapästsen sehr vage ist<sup>20</sup>. Das Verbot des Einschnittes in der Mitte des Trimeters wird bagatellisiert: «Neben einem andern überwiegenden schadet er dem Vers nicht, der seinem übrigen Bau nach nicht leicht mit dem gewöhnlichen Alexandriner verwechselt werden kann.» Das andere, was wir nicht übergehen dürfen, ist ein Abschnitt auf S. 143, der mit den Worten beginnt: «Der Bewahrung des Rhythmus durch richtige Tonsetzung muß ich noch gedenken.» Mit Tonsetzung ist unsere deutsche Betonung gemeint. «Es ist jetzt wohl allgemein anerkannt, daß in keine Versart ein Rhythmus aufgenommen werden kann, der mit dem Grundrhythmus im Widerspruch steht, daß daher der daktylische Vers sich senkende Spondeen liebt, der anapästische sich hebende fordert, der Antispast bei gleich schwebenden am schönsten ist», d. h. wenn in einem daktylischen Maß ein Spondeus (nach Quantität der Silben) auftritt, so darf es nicht durch ein Wort geschehen, das auf der zweiten Silbe betont ist, und parallel beim Anapäst und beim Antispast. Ähnliche Vorschriften über Respektierung der Betonung werden dann auch für die Auflösung der Längen in zwei Kürzen im Trimeter und in anapästischen Versen aufgestellt. Diese Ausführungen schließen

<sup>20</sup> S. 138 im Bd. VIII der *Ges. Schriften*.

mit dem befremdlichen Satz, man würde sich immer einen falschen Begriff unserer Metrik machen, wenn man sich einbildete, Ton und Länge wären in derselben eins und dasselbe.

Das ist die Geschichte des zwanzigjährigen Ringens Humboldts um die ca. 1650 Verse des Agamemnon, freilich durch unsere spezielle Problemstellung etwas verzerrt. Wer unserer Darstellung gefolgt ist, ohne des Rätsels Lösung zu kennen, wird geneigt sein, den Kopf zu schütteln, und er wird das erst recht tun, wenn er sich die verkrampften und oft kaum zu verstehenden Verse zu Gemüt führt. Es wird ihm damit gehen wie den Zeitgenossen, soweit sie nicht dem Autor befreundet oder Philologen waren. Begnügen wir uns mit einer einzigen Stimme. Friedrich August Stägemann, preußischer Staatsrat und Dichter, schreibt darüber an Varnhagen<sup>21</sup>: «Wer nicht griechisch liest, wird die Übersetzung weder für griechisch noch für deutsch halten ... Es kommt mir vor, als ob ich die Flöte in ein Nachtwächterhorn übersetze.» Wenn er allerdings im gleichen Zusammenhang sagt: «Es ist schade, daß er kein Dichter ist», und wenn andere Zeitgenossen den Sachverhalt mit ähnlichen Erklärungen deuten, so treffen sie die Wahrheit nicht. Ihnen allen entging es völlig, worum es sich eigentlich handelt, nämlich nicht um ein individuelles Versagen, sondern um ein kollektives Mißverständnis. Aber die Begriffe der Treue und der Gewissenhaftigkeit können sicher die Schuld nicht tragen, denn diese beiden Eigenschaften werden wir auch heute nicht anstehen, von einem Übersetzer zu fordern. Sie können an und für sich auch kaum übertrieben werden, so daß uns der gleich zu zitierende Satz aus einem der letzten Briefe Humboldts in dieser Angelegenheit sehr merkwürdig berühren muß. Am 19. Juli 1816 schreibt er an Goethe, indem er ihm das baldige Erscheinen des Agamemnon ankündigt: «Der wahrste Ausspruch über ihn wird sein, daß es wohl bessere Übersetzungen geben wird, aber daß er das Übersetzen schwer gemacht hat, weil er zu strenge Forderungen aufstellt», und kurz vorher lesen wir den nicht minder befremdlichen Ausdruck: «Er ist gemacht, um eine schulgerechte Prüfung zu bestehen, mit der Gewissenhaftigkeit, mit der man in einem angenommenen Systeme arbeitet.»

Was ist das für ein System, was sind das für Forderungen, was sind das für Kenntnisse, von denen er in einem früher zitierten Brief schreibt, daß darüber nur wenige Menschen verfügen, die allein sein Werk beurteilen können, die aber ein Goethe und ein Schiller nicht besitzen? Gewiß bilden einen Teil davon die Kenntnisse der griechischen Metrik. Sie sind selbstverständlich so notwendig wie die genaue Kenntnis der griechischen Grammatik und überhaupt der griechischen Sprache. Auf diesem Gebiet kann es keine Übertreibung, keine zu strengen Forderungen geben. Es ist begreiflich und anerkennenswert, daß Humboldt sich unentwegt um diese bemüht und nicht ruht, Belehrung von den Fachleuten, Wolf und Hermann, anzunehmen. Aber das ist nicht alles, nicht einmal die Hauptsache. Würde es sich nur darum handeln, dann wäre es nicht zu verstehen, warum die

<sup>21</sup> Briefe von Stägemann usw. (Leipzig 1865) 39.

Trimeter, deren metrische Gesetze doch nicht so kompliziert sind, immer wieder überarbeitet werden mußten. Das angenommene System, von dem Humboldt oben spricht, betrifft gar nicht den griechischen Text, sondern die deutsche Sprache, und zwar speziell die Quantitäten der deutschen Silben. Die Wichtigkeit dieser Quantitäten beruht aber auf der Voraussetzung, daß Übertragungen aus antiken Sprachen und Nachahmungen antiker Versmaße in deutscher Sprache nach den Gesetzen der antiken Metrik gebaut sein müssen.

Wir wollen einstweilen an dieser Voraussetzung nicht rütteln. Sie galt damals nicht nur bei den Philologen, sondern auch bei den Dichtern, seitdem Klopstock über seine Oden die Schemata der Versfüße mit Längen und Kürzen hingeschrieben hatte. Das war offenbar deshalb nötig, weil die Deutschen über die Längen und Kürzen ihrer Sprache nicht recht im Bilde waren. Gewiß gibt es unzweifelhaft lange Silben und unzweifelhaft kurze, aber ebenso viele, die man mittelzeitig nannte, die man ohne gewaltige Verarmung des Sprachmaterials nicht preisgeben konnte. Hauptsächlich von diesen ist in den metrischen Ausführungen Humboldts in der Einleitung die Rede; sie bilden eines der Hauptanliegen, wie schon der Titel des Buches zeigt, des wichtigsten Gesetzbuches des Systems, der «Zeitmessung der deutschen Sprache» von Johann Heinrich Voss. Es ist aber nicht das einzige Anliegen derer, die antike Verse nachmachen wollten. Es gab noch eine zweite Sorge, eine zweite Erschwerung für die Anwendung der antiken Metrik. Das ist die deutsche Betonung, der expiratorische Akzent. So gern man auch möchte, weil von ihm in der griechischen Metrik nicht die Rede ist, man kann ihm nicht aus dem Weg gehen. So lautet die Überschrift des ersten Kapitels bei Voss nach der allgemeinen Einleitung: «Von Dauer und Ton überhaupt», und beginnt mit den Worten: «Die Silben unserer Sprache sind ungleich an Dauer und an Erhebung des Tons ... Die längere und kürzere Dauer wird durch das Zeitmaß bestimmt, durch das Tonmaß der höhere und tiefere Ton, womit man die Längen anhält, und der gelassene, womit man die Kürzen abfertigt.» Wir wollen keine ausführliche Kritik an diesen Sätzen üben, nur feststellen, daß also als Wirkung des Tons auch eine Quantitätsänderung angenommen wird. Wir wollen überhaupt darauf verzichten, weiter auf die Gesetze dieser Wissenschaft einzutreten, denn es handelt sich um eine Wissenschaft, die auf tönernen Füßen steht, deren Fundament ein Irrwahn ist. Das scheint ein hartes Wort gegenüber Männern wie Voss, Wolf, Hermann, Humboldt, an deren wissenschaftlichen Fähigkeiten doch nicht gezweifelt werden kann. Es handelt sich um eine ähnliche Situation, wie die der ptolemäischen Astronomie oder der Humoralpathologie war. Jahrhundertlang arbeiteten Generationen von bedeutenden Gelehrten mit falschen Voraussetzungen; sie stellten immer kompliziertere Gesetze auf, um sie zu rechtfertigen, bis eines Tages der radikale Bruch mit ihnen die einzige Rettung bedeutete. So war auch die Zeitmessung der deutschen Sprache im Sinne Vossens und der andern Zeitgenossen eine Geheimlehre, ein «angenommenes System», von dem Goethe und Schiller keine Kenntnisse haben; wenn sie ihre antiken Verse bauen, so tapen sie im



Dunkeln und müssen ärgerlich die Hilfe der Eingeweihten anrufen, die ihre Verse korrigieren, bis es den Dichtern zu dumm wird. Aber den Respekt und den Glauben an die Richtigkeit der Geheimlehre geben sie deshalb doch nicht auf. Sie bleiben davon überzeugt, daß sie es besser machen würden, wenn sie in früher Jugend dazu herangebildet worden wären. Sie würden einem Satz wie dem folgenden beistimmen, den wir der Biographie Wolfs von seinem Schwiegersohn Wilhelm Körte entnehmen<sup>22</sup>: «Wie wenige Deutsche verstehen es, die Wörter ihrer eigenen Sprache nach ihrer natürlichen Länge und Kürze auszusprechen! Eine Sache, die doch wert wäre, durch einen talentvollen Phonask zu einem Stück des Elementarunterrichts in Schulen jeder Art erhoben zu werden.»

Warum aber haben wir dieses System eine Wissenschaft mit falscher Basis genannt? Sieht es nicht verlockend aus, den Begriff der Treue in der Imitation der antiken Poesie sogar auf die Nachahmung der Gesetze der gebundenen Sprache auszudehnen? So dachten die damaligen Klassizisten. Was ihnen aber entging, war der absolute Unterschied des Wesens der griechischen und der deutschen Sprache. Wenn der Grieche, der in seiner Sprache den expiratorischen Akzent entbehrt, seine Wörter «binden», d. h. die Regelmäßigkeit von sich wiederholenden Takten in sie einführen wollte, so gab es für ihn gar kein anderes Mittel, um ihre Wiederholung hörbar zu machen, als die Aneinanderreihung von Füßen mit gleicher Silbenlänge. Im Deutschen übernimmt und übernahm schon seit langem die Wiederholung der Betonung in immer gleichem zeitlichem Abstand diese Funktion. Hinter diesem übermächtigen, dem Ohr sich einhämmernden Instrument der Wiederholung mußte jedes andere zurücktreten. Der Versuch, in Vernachlässigung der Betonung die gleiche Zeitlänge mit Hilfe der Quantitäten auszudrücken, ist völlig unmöglich. Unser Gehör und unser Taktsinn ist nicht imstande, diese im Vergleich zum expiratorischen Akzent schwachen und bedeutungslosen Zeichen der Wiederholung zu beachten. Sie werden vom Akzent völlig vergewaltigt.

Diese Tatsache ist im Verlauf des 19. Jahrhunderts Gemeingut der Erkenntnis geworden. Ihre meisterhafteste Darstellung liegt in der klassischen Arbeit Andreas Heuslers «Deutscher und antiker Vers»<sup>23</sup> vor. Wir wollen nicht auf Einzelheiten eintreten, auch davon nicht sprechen, daß als Nebenerscheinung, d. h. Differenzierung und Bereicherung des Rhythmus, die Quantitäten eine Rolle spielen. Aber eben nur als Nebenerscheinung. Unsere Dichter selbst, Goethe und Hölderlin, Mörike und Geibel, haben, wenn sie antike Verse imitieren wollten, ohne sich auch nur darüber Gedanken zu machen, den expiratorischen Akzent an Stelle des Quantitätenprinzips verwendet. Sie standen den Einwendungen der Quantitätsfanatiker verlegen gegenüber, soweit es noch solche gab, denn unter dem Einfluß des romantischen anticlassizistischen Dichtens verflüchtigte sich der Quantitätenspuk bald.

<sup>22</sup> (Essen 1833) II 84.

<sup>23</sup> *Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker*, 123. Heft (Straßburg 1917).

Doch eine Frage soll noch aufgeworfen werden. Wäre es wohl möglich, daß die Vosse und Humboldt es so weit brachten mit ihrer ständigen Beschäftigung mit den Quantitäten, daß sie sie hören konnten unter willentlicher Ignorierung des Akzentes, oder ist ihre Verehrung des antiken Rhythmus eine reine Illusion geblieben? Niemand kann diese Frage sicher beantworten, da Illusionen nicht nur Berge, sondern auch Akzente versetzen können. Aber wenn es der Fall sein sollte, so muß es als eine Perversion bezeichnet werden.

So muß die Art von Treue und Gewissenhaftigkeit, die Humboldt seinem Agamemnon angedeihen ließ, als Fehlbehandlung bezeichnet werden. Nicht nur können seine Verse nicht gesprochen und darum auch nicht gehört und gefühlt werden – seine Bemühungen um die Quantitäten, die in dauerndem und hoffnungslosem Kampf mit dem Akzent standen, schufen so ungeheure Schwierigkeiten, zwangen zu solchen Verrenkungen des dem Deutschen eigenen Sprachbaus, zu solch unnatürlichen Wortstellungen, die doch nichts ausdrückten, daß die Qual des feilenden und ziselierenden Vergestalters das ständige Mißbehagen des rezipierenden Lesers hervorruft. Was man zu hören bekommt, ist nur vorgetäuschte Erhabenheit und Feierlichkeit, ist viel mehr Krampf und Vergewaltigung.

Natürlich darf man dem Problem nicht aus dem Wege gehen, ob der Ersatz des quantitierenden Prinzips durch das expiratorische eine echte Reproduktion oder eine Verfälschung ist. Sicherlich nur teilweise echt, aber er ist das einzige legitime und lebendige Aushilfsmittel. Das versteht sich für die in Takten sich wiederholenden Verse von selber, für Hexameter, Trimeter usw. Aber wie steht es mit der Lyrik, den Chören? Solange man, wenn man überhaupt eine Ansicht zu haben wagte, glaubte, daß die Taktwiederholungen durch die Musik erzielt würden, womit die Deutung auf ein völlig Unerreichbares und Unbekanntes abgeschoben wurde, war jede Imitation sowieso sinnlos. Es war demnach durchaus zu verstehen und zu billigen, daß manche Übersetzer von antiken Tragödien völlig freie Rhythmen in der Wiedergabe der Chöre verwendeten. Seitdem aber in der Nachfolge der eindrucksvollen Arbeiten von Georgiades in der Chorlyrik eine ältere Musikform gesehen wird, die der Taktwiederholung entbehrt, ist die Frage nicht zu umgehen, ob wir etwa imstande sind, mit Hilfe des Akzents eine gleiche Wirkung oder wenigstens einen Nachhall der gleichen Wirkung hervorzurufen, die die antiken Hörer empfanden. Da aber das Problem der Akzentsetzung völlig ausweglos scheint, so möchten wir zur Ansicht neigen, daß eine solche Reproduktion unmöglich ist, und würden es verstehen, wenn auch künftige Übersetzer auf die Wiedergabe des antiken Rhythmus verzichteten.

## Friedrich Ritschl an Karl Halm zum Thesaurus-Plan vor hundert Jahren

Von Heinz Haffter, Winterthur

«Victoria! Tusch blasen! Mit Bücheler habe ich gesprochen. Er ist vollkommen bereit und entschlossen. Und unter der Voraussetzung, so viele Bücher in ununterbrochenem commercium aus der Hof- und Staatsbibliothek zu erhalten als er braucht, ist er eben so dankbar bereit für Würzburg wie für München. So weit wären wir also; Apollo, Athene und die 9 Musen werden ja weiter helfen.»

Diesen temperamentbeschwingten Brief richtete Ritschl, Ordinarius und Oberbibliothekar in Bonn, am 15. Dezember 1857 an seinen Münchner Freund Halm, der seit kurzem in ein entsprechendes doppeltes Amt, das des ordentlichen Professors und Direktors der Bayerischen Staatsbibliothek, berufen war. Es ging um den ersten Plan der Begründung eines Thesaurus Linguae Latinae, wie wir wohl numerieren dürfen, ohne die Überlegungen, die sich schon F. A. Wolf gemacht hatte<sup>1</sup>, zu ignorieren. Das Original des oben wiedergegebenen Briefes gehört zu einem Bündel von Korrespondenzen, die Ritschl, Bücheler und Fleckeisen in jenen fünfziger Jahren an Halm gerichtet hatten und die alle das Thema der Begründung des lateinischen Thesaurus enthalten. Aus dem Nachlaß Eduard Wölfflins stammend, sind diese Briefe durch die verständnisvolle Freundlichkeit von Prof. Ernst Wölfflin (Basel) in meine Hände gelangt. Wann sie sich aus den umfangreichen Briefsammlungen Halms, die heute in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek liegen, abgezweigt haben, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen<sup>2</sup>; vielleicht hat Wölfflin, der Hauptinitiant des zweiten, verwirklichten Thesaurus-Planes im ausgehenden Jahrhundert, die Briefe nicht bloß für einen Bericht oder ein Gutachten, sondern für eine Studie über den Thesaurus-Plan der fünfziger Jahre verwenden wollen. Im Sinne einer solchen nicht ausgeführten Intention Wölfflins soll im Folgenden über einige der Briefe berichtet werden, ohne freilich einer künftigen Geschichte des Thesaurus Linguae Latinae vorzugreifen zu wollen oder nur um auf die Wünschbarkeit einer derartigen Darstellung hinzuweisen<sup>3</sup>. Wir widmen unsere Zeilen dem Manne, der heute als Septuagenarius

<sup>1</sup> Darüber M. Hertz, in *Gutachten über das Unternehmen eines lateinischen Wörterbuchs*, SB Berlin 1891, 673 f.; Ed. Wölfflin, ALL 7 (1892) 509 f.; F. Heerdegen, *Lateinische Lexikographie* (in *Latein. Grammatik* von Stolz-Schmalz<sup>4</sup> 1910) 708 ff.

<sup>2</sup> Einen möglichen Anhaltspunkt gibt Hertz, a. a. O. 674: «Wölfflin, dem die betreffende Correspondenz zu Gebote stand» (bei der Abfassung des Vorwortes zu ALL 1; vgl. unten S. 303).

<sup>3</sup> Für helfende Auskünfte bin ich Wilhelm Ehlers, Generalredaktor des Thesaurus Linguae Latinae, und Wolfgang Hörmann, Direktor der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek, zu Dank verpflichtet.



auf zwei bis drei Jahrzehnte seines Lebens zurückblickt, da er als Mitarbeiter, Redaktor, Kommissionsmitglied und -präsident die Erfahrung machen konnte, daß das Thesaurusunternehmen im Laufe seiner Entwicklung mehrmals die tatkräftige Hilfe von Apollo, Athene und den neun Musen nötig hatte.

Wir beschränken uns auf die von Ritschl abgefaßten Briefe. Wenn auch nur im Kleinen und Einzelnen, so vermögen sie uns doch einen Einblick zu geben in die Problematik, die mit den wissenschaftlichen Gemeinschaftsunternehmungen etwa in jener Jahrhundertmitte sich verbinden mußte: der Zusammenschluß auf kollektionaler und freundschaftlicher Basis schien für solche Unternehmen nicht mehr auszureichen<sup>4</sup>, und es traten mehr und mehr einzelne oder vereinigte Akademien als die Organisatoren auf den Plan<sup>5</sup>. Für die lateinischen Inschriften können wir diese Wandlung, aus der einen in die andere Organisationsform, ja mit aller Deutlichkeit gerade an der Person Ritschls und der seines Gegenspielers Mommsen ablesen<sup>6</sup>, während es beim Thesaurus ein Intervall von einigen Jahrzehnten brauchte, bis sich eine, hier nun interakademische, offizielle Zusammenarbeit realisierte. Daß darüber hinaus die von uns ausgewählten Briefstellen auch einige Reflexe vom menschlichen und wissenschaftlichen Bild Ritschls zu geben vermögen, versteht sich bei diesem Briefschreiber von selbst.

Die Umriss des Thesaurus-Planes der fünfziger Jahre sind uns bekannt vor allem durch Halms Vortrag in Wien vom Jahre 1858<sup>7</sup>, durch die hauptsächlich auf brieflichen Quellen beruhende Zusammenfassung in der Ritschl-Biographie von Ribbeck<sup>8</sup> und durch die rückblickenden Darstellungen von Wölfflin<sup>9</sup> und Hertz<sup>10</sup>: Ein leitendes Komitee, zusammengesetzt aus Halm, Ritschl und Fleckeisen; eine Reihe weiterer Gelehrter als Mitarbeiter, zunächst für die Materialbeschaffung, in Aussicht genommen; für das Redaktorenamt, das mit einer Professur in Bayern verbunden werden sollte, der junge Bücheler gewonnen<sup>11</sup>; der bayerische König Max II. als erster Geldgeber; Teubner in Leipzig an der Herausgabe interessiert. Wieweit diese Pläne, deren Fäden, wie angedeutet, in München zusammenliefen, abgesehen von den Schwierigkeiten personeller und wissenschaftlicher Art schließlich daran scheitern mußten, daß der königliche Mäzen, bewogen durch außen-

<sup>4</sup> Die Briefe Büchelers drängen mehrfach auf präzisere und verbindliche Festlegungen in personeller, rechtlicher und finanzieller Hinsicht; es dünkt den Leser, als ob sich hierin die Betrachtungsweise der jüngeren Generation zum Wort melde. – Zweifel daran, ob der erste Thesaurus-Plan überhaupt eine befriedigende Verwirklichung hätte finden können, hat Wölfflin geäußert, z. B. in *Gedächtnisrede auf Karl von Halm* (1883) 11.

<sup>5</sup> Im allgemeinen dazu P. Lehmann, *Geisteswissenschaftliche Gemeinschafts- und Kollektivunternehmungen in der geschichtl. Entwicklung*, SB München 1956, Heft 5, 32f.

<sup>6</sup> Vgl. O. Ribbeck, *Friedrich Wilhelm Ritschl, Ein Beitrag zur Geschichte der Philologie* II (1881) 197ff.

<sup>7</sup> Verhandlungen der 18. Versammlung deutscher Philologen ... in Wien (Sept. 1858) 1859, 6ff.: *Über die Begründung eines Thesaurus linguae latinae*. – Im Teilnehmerverzeichnis ist Ritschls Name nicht aufgeführt.

<sup>8</sup> II 290f.

<sup>9</sup> ALL 1 (1884) 2f.

<sup>10</sup> a. a. O. 674f.

<sup>11</sup> Darauf ist im Brief vom 15. Dez. 1857 Bezug genommen.

politische Besorgnisse<sup>12</sup>, seine finanziellen Bewilligungen zurückzog, wird eine künftige Geschichte des Thesaurus-Unternehmens abzuklären haben.

Zeitlich noch vor den zu Beginn abgedruckten Brief gehört der nun folgende vom 28. Oktober 1857<sup>13</sup>:

«Den Gedanken, ja selbst Plan zu einem Thesaurus linguae latinae habe ich schon vor einigen Jahren mit Th. Mommsen<sup>14</sup> ausführlich verhandelt und durchgesprochen. Wahrscheinlich ist es doch auch Deine Meinung, daß zahlreiche, aber höchst streng gewählte, Kräfte nach festem Plane dergestalt beizusteuern hätten, daß mit Ausschluß alles eklektischen Verfahrens immer nur Einer einen abgeschlossenen Bezirk vollständig auszuschöpfen hätte, umfasse nun solcher Bezirk pro re nata einen ganzen Autor oder einen bestimmt begrenzten Teil eines großen Autors oder mehrere gleichartige kleinere Autoren. Mommsen erklärte sich insonderheit bereit, das lexicalische Material der juristischen Quellen zu liefern. Freilich fehlt noch immer – trotz des ungeheuern durch die Teubnerianae geleisteten Fortschritts – Manches von den Texten. So muß der Plautus fertig sein; die Varronischen Fragmente; der Lucilius; der Petron etc. etc.; so auch das Corpus Inscriptionum lat. Ich glaubte eigentlich, man müßte deshalb noch eine kleine Reihe von Jährchen warten, ehe man mit dem Plan hervorträte. Indessen Du magst vielleicht Recht haben, daß doch der Natur der Sache nach eine so beträchtliche Zeit für die Vorbereitungen, d. h. eben für die Zusammenbringung des Materials, erfordert wird, daß es immer nichts schaden kann, einstweilen anzufangen und dann eben nur die jetzt noch nicht fertigen Texte bis zuletzt zu versparen. Nach meiner ungefähren Berechnung wird freilich der erste Band, wenn dann ein ununterbrochenes Forterscheinen garantiert sein soll, kaum früher als in etwa 10 Jahren im Drucke vorliegen können. Vorausgesetzt, daß der rechte Mann für die Redaction gefunden wäre ... Ich hatte wohl früher beispielsweise an Keil gedacht als Redactor, aber freilich mir gleichzeitig nicht verhehlen können, daß dieser Wahl doch wohl die Grammatici lat. ein unübersteigbares Hindernis in den Weg stellen würden. Und so ließ ich, keinen anderen könnenden und muthmaßlich wollenden wissend, die Sache einstweilen hängen in meinen Gedanken. Unterdessen ist aber nun unver-

<sup>12</sup> Um den italienischen Krieg Österreichs; bei Ribbeck a. a. O. erscheint dies als der entscheidende Grund.

<sup>13</sup> Die zeitgenössische Orthographie der Briefe ist nur bei einzelnen Fremdwörtern beibehalten.

<sup>14</sup> Mommsen wird in den Briefen auch sonst noch einige Male genannt, hat aber nicht zum Kreis der Hauptbeteiligten gehört. Über Vorschläge, die Mommsen etwa zur selben Zeit, da über den Thesaurus verhandelt wurde, an den bayerischen König, der zur Förderung der Wissenschaften eine jährliche Summe auszusetzen bereit war, gelangen ließ, hören wir bei L. Wickert im soeben erschienenen ersten Band der Mommsen-Biographie (*Theodor Mommsen I* [1959] 302ff.); über das dort Mitgeteilte (Shakespeare-Ausgabe von Tycho Mommsen) hinaus hat mich Wickert durch freundliche briefliche Mitteilung aufgeklärt. Findet sich unter Mommsens Vorschlägen auch ein Projekt auf dem Gebiet der lateinischen Sprachgeschichte, so scheint dieses doch nicht mit dem Thesaurus identisch zu sein. Erst durch einen späteren Band der Biographie werden wir in diesem Punkt Sicherheit bekommen und auch eine Stellungnahme zur Vermutung G. Jachmanns, daß Mommsen als erster beim König für den Thesaurus gewonnen habe (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Mitteilungsblatt, Heft 3 [1955] 3).



merkt jüngerer Nachwuchs succediert – und so finde ich, Alles wohl ins Auge gefaßt, Deinen Vorschlag Büchlers so glücklich, daß sich vielleicht kein zweiter gleich empfehlenswerter wird zur Seite stellen lassen. Noch blutjung, um ein langes Leben – so Gott will – vor sich zu haben, noch nicht mit anderweitigen Plänen, die sich nicht zurückstellen ließen, beladen und engagiert, gesund, sehr rührig und – im Gegensatz zu Keil – rasch arbeitend bei aller nur wünschenswerten Accurateſſe ...

Nun aber noch etwas über den Modus tractandi. Willst Du dich allein an die Spitze stellen und die Leitung des Ganzen auf Dich nehmen, eh bien. Aber vielleicht wäre Dir auch selbst eine Teilung der – teils Verantwortlichkeit, teils persönlichen Unannehmlichkeit, nicht contre cœur, will sagen erwünscht. Unter der letzteren verstehe ich namentlich die ohne Zweifel vielfältig eintretende peinliche Nötigung, sich zudrängende Kräfte und Mitarbeiter abzuweisen und auszuschließen. Sie werden von allen Seiten gelaufen kommen, Klotzianer<sup>15</sup>, Sanskritaner<sup>16</sup>, das ganze scholastische Pädagogenpack etc. etc. Du wirst zugeben, hier gilt es, rücksichtslos streng zu sein und viel invidia auf sich zu nehmen, die sich, unter mehrere verteilt, immer leichter und bequemer trägt, als auf Ein unglückliches Haupt gehäuft.

Meo voto gehört zum Gelingen solcher Pläne vor Allem ein gewisser Despotismus, der von vorn herein mit möglichst festen Normen auftritt, die als unverrückbare Grundlage gelten, als condicio sine qua non, der Debatte nicht erst unterworfen. Auch die möchten wohl vorher festzustellen sein, wofür natürlich eine Beratung Mehrerer vorteilhaft wäre. Kurz ich meine, es constituirte sich schon jetzt, ganz im Stillen, eine kleines Comité, welches unter sich die Grundlagen vereinbarte, mit denen dann in der Philologenversammlung hervorgetreten würde. Dahin rechne ich aber sogar schon die Verteilung des Stoffes bis zu einem gewissen Grade. Warum sollten nicht durch Privatverhandlungen im Laufe des Jahres Leute wie Ribbeck, Vahlen, Hübner, Ilberg, Linker und so manche andere schon gewonnen werden können, bestimmte Partien fest zu übernehmen?»

Nochmals um Büchler geht es in dem Billet vom 21. Januar 1858:

«Nun, allen guten Göttern sei Preis und Dank nebst Rauch- und Brandopfern gebracht. Gleichzeitig mit Deinem Brief ist ja hier heute morgen auch schon das offizielle Schreiben an B.<sup>17</sup> selbst eingelaufen, der natürlich sogleich antworten und auch an Dich schreiben wird. Ich habe in aller Eile für den Augenblick nur Eins zu erinnern. Vergiß ja nicht, zu rechter Zeit Freund Fleckeisen von der

<sup>15</sup> Reinhold Klotz (1807–1870).

<sup>16</sup> Man denkt gleich an das sechste der Lehrs-Ritschlschen Zehngebote für klassische Philologen (entstanden 1871–73; hierzu im allgemeinen Ribbeck a. a. O. II 449f.): 'Du sollst nicht Sanskritwurzeln klaben und mein Manna verschmähen.' Die Entstehung dieses Gebotes können wir im Briefwechsel von Lehrs verfolgen: *Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs* (1894) II 866f. (Ritschl an Lehrs). 871 (L. an R.). 901. Zur Abneigung von Lehrs und Ritschl gegen die insbesondere durch Georg Curtius erstrebte Verbindung von klassischer Philologie und Sprachwissenschaft vgl. im selben Briefwechsel das Personenverzeichnis unter 'Sanskritisten' sowie in den *Kleinen Schriften von Karl Lehrs* (1902) das Sach- und Wortregister unter 'Sanskrit, Sanskritaner'.

<sup>17</sup> Büchler.



Sache erfahren zu lassen, damit er sie nicht zuerst durch die Zeitungen erfährt und einen Mangel an Freundschaftsvertrauen empfindet.»

Und nur wenige Tage darauf findet dieselbe Begeisterung ihren Ausdruck in einem Kompliment an den Freund (24. Januar 1858):

«Also eine Lobadresse willst Du haben und erwartest Du von mir? Nun in Wahrheit, Du hast sie redlich verdient. *Macte igitur virtute tua* – ebensowohl was Anstrengung und Ausdauer, wie was Klugheit und Gewandtheit betrifft. Es scheint mir allerdings, daß, wenn Du nicht Oberbibliothekar wärest, zum Schaden Bayerns ein rechter Diplomat an Dir verloren wäre, so einer, der langsam und auf Umwegen, mit nicht zu tötender Geduld und Beharrlichkeit, endlich doch allemals durchsetzt, was er von Anfang an gewollt hatte.

Aber wie charmant ich die Composition des *Comités* finde, kann ich gar nicht sagen. Ich wüßte nicht wie es möglich wäre, ein friedseligeres und einverständlicheres *Trifolium*, ja *Quadrifolium* zu erfinden als dieses. Dies ist das Beste dran. Außerdem verstehe ich auch sehr wohl Deine ganze Schlaueit. Es sollte möglichst wenig norddeutsch, es sollte möglichst wenig preußisch sein, und beides hast Du höchst klug erreicht.»

Anders der Ton dann im Februar (9. Febr. 1858):

«*Damus petimusque vicissim*, nämlich wie manches Andere, so auch das Recht, uns gegenseitig in Freundschaft die *Leviten* zu lesen. Indem ich also zu jedem, diesmaligen oder zukünftigen, Rückempfang *patientissime* bereit bin, verhoffe ich sehr getrost auch auf freundselige *patientia* von Deiner Seite ...

Was ich nun sagen wollte, ist zunächst dies. Ich finde es nicht richtig, daß Du, bevor wir noch irgend ein Wort in gemeinsamer Beratung gewechselt haben, schon auf eigene Hand Leute engagiert hast für den *Thesaurus*. Deine Wahlen können ja sehr vortrefflich sein; aber wo soll der Zusammenhang und die Planmäßigkeit herkommen, wenn jeder ganz sporadisch auf eigene Hand wirbt, verteilt, arrangiert? ...

Dieses führt mich aber auf einen verwandten Punkt. Soll es wirklich bei der Leitung durch eine Commission bleiben und soll diese die rechte Bedeutung haben, auch die gehörige Berechtigung der Welt gegenüber, so darf sie unmöglich auf einer bloßen freundschaftlichen Privateinladung beruhen, sondern muß einen officiellen Grund und Charakter erhalten. Es liegt gewiß nicht in meiner Natur, ungebührliche Prätensionen zu machen. Aber ich kann auch nicht finden, daß sich Eure Regierung, d. i. Dein Herr Minister, etwas vergäbe, wenn er uns, 'als den von Dir vorgeschlagenen', die Mitgliedschaft eines solchen *Comité's* förmlich und officiell an- und übertrüge. Hat er doch in eben solcher Weise auch den mit der Redaction zu Betrauenden zu engagieren gehabt. – Habe ich Recht oder nicht?

Drittens und letztens muß ich noch über folgendes meine Meinung sagen. Du schreibst, Du hättest gern noch zu dem *Comité* einen einer andern Schule angehörenden Mann gehabt. Ich gestehe das kaum zu verstehen, da wir drei so verschiedenen Schulen angehören wir nur möglich. Du von Thiersch und ich weiß nicht

wem noch (vermutlich Dir selbst) ausgegangen: Fleckeisen von Schneidewin und K. F. Hermann: ich von G. Hermann und Reisig. Was will man mehr und kann man mehr wollen? Alles in absoluter Vollständigkeit kann doch nicht vertreten sein. Und was hätten denn etwa Haase oder Sauppe für wesentlich neue Schattierungen hinzugebracht? Jener, der, wie ich, Reisigs, dieser, der, wie ich, G. Hermanns Schüler ist? Wie in aller Welt kann bei uns dreien von einer 'Clique' die Rede sein? Etwa, weil wir befreundet und wissenschaftlich im ganzen sehr d'accord sind? Aber worauf beruht das? Erstlich weil wir, wie es uns wenigstens scheint, diejenigen methodischen Grundsätze und Überzeugungen teilen, die uns und Andern die wahren und wissenschaftlichen zu sein scheinen. Zweitens weil wir im Dienste der Wissenschaft und der Wahrheit nichts als die Sache und deren reinstes Interesse kennen und wollen, niemals die Person, weder unsere eigene, noch eine andere, die wir in blindem, geschmacklosem oder blödsinnigem Fanatismus auf einen Götzenthron setzten, der mit seinem gekünstelten Lichte uns selber bestrahlen und erglänzen lassen sollte. Wir wollen (natürlich cum grano salis) principaliter die Toleranz; andere sind es, die principaliter das Banner einer terroristischen Intoleranz aufpflanzen. Es hieße die Begriffe auf den Kopf stellen, die Toleranten wegen ihrer Toleranz eine 'clique' zu nennen. Wir werden intolerant nur gegen die Intoleranz, andere sind es gegen die Toleranz ...

Nun wirst Du auch verstehen, warum ich eigentlich nicht für Sauppe als Commissions-Mitglied sein konnte und sein kann. Er ist selbst 'gewiß ein herzensguter Mann', um mit Gretchen zu sprechen; aber er steht, vielleicht ohne es selbst zu wissen, unter dem unbedingten Einflusse der 'sittlichen'<sup>18</sup> Bullenbeißernatur, die eine so wunderbar gewalttätige Macht über ihre Umgebungen übt, daß diese Magie einer besseren Sache würdig wäre. Der Haupt'sche<sup>19</sup> Gegensatz zu alle dem, was wir anderen in den Begriff *humanitas* zusammenfassen, würde nur – wenn dessen Gebiet das der klassischen Philologie wäre – von Böcking'scher<sup>20</sup> Rohheit und Brutalität übertroffen werden ...»

Eine weitere und offenbar ernstere Meinungsverschiedenheit tut sich in einem undatierten Brieffragment auf, das zeitlich nicht vor dem zuletzt gegebenen Stück liegen kann; Ritschl wendet sich gegen Halms Vorhaben, den Thesaurus-Plan im Herbst 1858 der Wiener Philologentagung vorzulegen:

<sup>18</sup> Zu Ritschls Widerwillen gegen seines Erachtens unangemessenen Anspruch anderer auf 'Sittlichkeit', 'sittliche Natur' u. dgl. eine erläuternde Bemerkung bei Ribbeck a. a. O. II 338.

<sup>19</sup> Ritschls Animosität gegen Moritz Haupt und auch gegen das wissenschaftliche Berlin, die Ribbeck a. a. O. II 337. 371 bespricht, bringen die Briefe, in mittelbarem Zusammenhang mit dem Thesaurus-Plan, ein paar Mal zum Ausdruck; in einem Brief vom 10. Febr. 1858 ist außerdem die Rede von den «drei Parteiführern Haupt, Jahn, Mommsen».

<sup>20</sup> Eduard Böcking (1802–1870), juristischer Kollege Ritschls in Bonn, in der klassischen Philologie bekannt geblieben – twa als Editor der *Notitia dignitatum* und des Gaius oder als Übersetzer der *Mosella*, in der Humanismusforschung als Herausgeber der Werke Ulrich von Hutten. Die *Allgemeine Deutsche Biographie* charakterisiert ihn wie folgt (II [1875] 786): «In eigentümlicher Weise mischte sich in dieser reizbaren und aufrichtigen Natur eine gewisse Schroffheit und Herbigkeit des Charakters mit einer fast kindlichen Weichheit des Gemüths ...; seine Freunde ... kannten und empfanden das treue Herz selbst unter der bisweilen rauen Form der Begegnung.»

«Aber irre ich nicht, so gibt es noch mehr ins Auge zu fassen. Male Dir nur recht aus, wie sich das machen würde, wenn der ganze Plan gerade in Wien proponiert würde. Nichts ist mir klarer, als daß gerade ein so populäres, in seiner ganzen Wichtigkeit so gemeinfaßliches Unternehmen den lebhaftesten Anklang finden würde bei allen denjenigen österreichischen Mächten, die von dem patriotischen Ehrgeize beseelt sind, Österreich in den Augen des gelehrten Deutschlands und in seiner Schätzung zu heben, damit es ebenbürtig werde. Ich glaube, unser Thesaurus würde ihnen die erwünschteste Gelegenheit, oder deutsch zu reden, ein recht gefundenes Fressen sein, sich ein großes wissenschaftliches Verdienst zu erwerben, gegen das – bei der Unschädlichkeit der Philologie – selbst die Ultramontanen nichts einzuwenden haben würden. Was sollten wir sagen, wenn auf einmal von Regierungsseite das Erbieten gemacht würde, den Thes. durch namhafte Subvention zu fördern? selbst wenn man die Fassung vermiede, die Sache geradezu zu einem Unternehmen kaiserlicher Munificenz zu machen. Denn Geld haben sie ja dort wie Heu, weil Schulden wie Heu<sup>21</sup>. Die unvermeidliche Folge würde doch sein, daß uns die Sache aus den Händen gewunden würde, daß sie gar in die der Wiener Akademie käme ...

Das alles hat mich auf einen anderen Gedanken gebracht, den ich Deiner Begutachtung unterstellen möchte. Ein Jahr früher oder später macht bei einem so großartigen und langwierigen Unternehmen wenig aus. Alle Inconvenienzen, die ich berührt habe, würden mit einem Schlage wegfallen, wenn der locus proponendi nicht Wien, auch keine andere Stadt, sondern München selbst wäre, i.e. wenn in Wien als Versammlungsort für das Jahr 1859 München gewählt würde und wir unseren Plan bis dahin vertagten. Bayern hat die Philologen erst einmal bei sich gesehen, in dem fränkischen Erlangen, im eigentlichen alten Bayernland noch gar nicht. Cetera quis nescit? Ich brauche Dir die weiteren Consequenzen nicht erst zu entwickeln. Denk ein bisschen nach darüber und schreib mir Dein Sentiment!»

Halms 'Sentiment' muß gegenteilig gelautes haben, und die warnende Stimme aus Bonn ist mit ihrem Vorschlag nicht durchgedrungen<sup>22</sup>. Daß Ritschl, wie freilich auch Halm selbst, den Thesaurus eng mit München verbunden wissen wollte, darin hat er für die Zukunft, für den zweiten Thesaurus-Plan, Recht bekommen. Aber es war dann die Wiener Akademie im Kartell der deutschen Akademien, das den Thesaurus begründete, mit dabei, und im Jahre 1958, genau ein Jahrhundert nachdem Ritschl seinen boshaften Brief geschrieben hatte, ist das Präsidium der Internationalen Thesaurus-Kommission aus den Händen von Manu Leumann weitergegeben worden an einen Österreicher.

<sup>21</sup> Wir sind in der Zeit der schweren österreichischen Finanznöte, denen der bekannte Finanzminister Karl Ludwig Bruck zu steuern versuchte.

<sup>22</sup> Die in Wien auf das Jahr 1859 für Braunschweig vorgesehene Versammlung hat dort erst im Jahre 1860 stattgefunden.



## «Antike» als Epochenbegriff

*Von Walter Rüegg, Zürich*

Die vorliegende Studie geht zurück auf ein Gespräch anlässlich der Altphilologenzusammenkunft im Frühjahr 1951 in Neuenburg, bei welchem die Frage erörtert wurde, seit wann «Antike» als Epochenbegriff gebraucht werde. Das Resultat meiner Untersuchungen, die ich brieflich einen Monat später Bernhard Wyss und im Winter desselben Jahres nach dem Erscheinen eines die gleiche Frage enthaltenden Aufsatzes von Ernst Robert Curtius diesem mitteilte, wonach «Antike» als Epochenbegriff erst 1905 aufgekommen sei, war so überraschend, daß ich die skizzierte Begriffsgeschichte nicht ohne eine breitere Grundlage zu publizieren wagte. Seither erschien als Beilage zum Jahresbericht über das Städtische Gymnasium Bern 1957 eine Abhandlung von Walter Müri: «Die Antike. Untersuchung über den Ursprung und die Entwicklung der Bezeichnung einer geschichtlichen Epoche»<sup>1</sup>. Diese Untersuchung ist derart reich dokumentiert, sorgfältig, voll kritischer Prüfung und behutsamer, jedoch um so überzeugenderer Folgerungen, daß sich eine weitere, selbst unabhängig davon unternommene Betrachtung erübrigen könnte, wenn Müri nicht selber die auch für ihn entscheidende Frage nach dem Ansatz des eigentlichen Epochenbegriffs offen ließe.

Müri glaubt, «daß in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts die ersten Belege von 'Antike' im Sinne von Altertum (oder: klassisches Altertum) auftauchen und daß sie von den 80er Jahren an häufiger werden. Allgemein verbreitet hat sich 'Antike' = Altertum erst nach dem ersten Weltkrieg» (S. 39). Später stellt er fest, daß bei den zitierten Kunsthistorikern der 60er Jahre «die Antike» weder ein reiner Epochenbegriff noch eine bloß abgrenzende Periodenbezeichnung sei, sondern dies erst werde, wo ein Wort wie «Spätantike» gebildet wird<sup>2</sup>, wobei Belege aus den Jahren 1907, 1911 und 1915 zitiert werden, welche nicht mehr Werken der Kunst-, sondern der Kultur- und Religionsgeschichte entstammen, und mit Recht fragt der Verfasser, welche Gründe den Begriff seit Beginn dieses Jahrhunderts so eingängig und bekannt gemacht hätten.

Diese Gründe lassen sich, wie mir scheint, in einem sprachgeschichtlichen Phänomen finden, welchem der Jubilar in seinen Arbeiten und Vorlesungen immer wieder mit großem Erfolg nachgegangen ist: ich meine den Bedeutungswandel, welcher aus der Fehlinterpretation eines bestimmten Zusammenhanges auf Grund

---

<sup>1</sup> Abgedruckt im Jahrbuch «Antike und Abendland» 7 (1958) 7–45, wonach im folgenden zitiert wird.

<sup>2</sup> Zu den S. 42 ebenfalls zitierten Begriffen heidnische, griechische, römische Antike vgl. unten S. 314 und 317.

analoger Bedeutungen ähnlicher Begriffe erfolgt. Es sei deshalb gestattet, meine dem Jubilar in früheren Jahren mündlich vorgetragene These, wonach der Epochenbegriff 1905 im Kreise der klassisch-philologischen Apologetik entstanden sei, als Ergänzung der bewundernswerten Arbeit Walter Müris zu präzisieren.

Dabei soll die Vorgeschichte knapp zusammengefaßt und durch wenige eigene Beispiele ergänzt werden.

1. *Antiquen*: alte (aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammende) *Bildwerke*, 1743 bei Hagedorn (Müri S. 16).

2. *Antiquen*: alte (aus dem Altertum stammende) *Statuen*, 1755 bei Winckelmann (Müri S. 11).

3. *Die Antike*: *Kunstdenkmäler des Altertums*, 1761 bei Hagedorn, und zwar als Gattungsbegriff = Kunst des Altertums wie als Bezeichnung des einzelnen Kunstwerkes (Müri S. 18). 1793 bei Adelung, Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart: «Antike, plur. die -n, von dem französischen 'antique', ein Ausdruck, welchen man in den neuen Zeiten eingeführet hat, diejenigen Werke der bildenden Kunst zu bezeichnen, welche uns aus den schönen Zeiten Griechenlands und Roms noch übrig geblieben sind. Man nennet diese Überreste auch Alterthümer, obgleich dieses Wort von einem weit größeren Umfange der Bedeutung ist.»

In dieser Bedeutung ist das Wort noch 1875 lebendig (Brockhaus, 12. Auflage s.v. Antike = altes plastisches Bildwerk), während die 14. Auflage (1895) kein eigenes Stichwort «Antike» mehr besitzt, sondern nur noch «Antikensammlungen», ein Zeichen für das Absterben des Simplex «Die Antike» in der ursprünglichen, aber ebenso ein Beweis für das Fehlen einer allgemein verbreiteten neuen Bedeutung.

4. *Die Antike*: das in der Antike (= Kunst des Altertums) konkretisierte göttliche Wesen, später die künstlerische Kultur des Altertums und deren normative Wirkung, 1798 bei Friedrich Schlegel und Novalis (Müri S. 32).

Winckelmann leitet seine Programmschrift und durch sie die Bewegung des Neuhumanismus 1755 mit der Forderung ein, man müsse mit den Kunstwerken der Alten, sonderlich der Griechen, wie mit seinem Freunde bekannt geworden sein; dann werde sich bei solcher genauen Bekanntschaft in dieser zum Freunde gewordenen Antike das Göttliche offenbaren. Dementsprechend spricht Friedrich Schlegel 1798 von der «Göttlichkeit der Antike» (Müri S. 32). Aber bereits für die Romantik ist diese Göttlichkeit, dieser Vorbildcharakter der Antike eine heidnische Zaubermacht, die erst durch die bewußte Zuwendung der Moderne zur Antike wirksam wird. Hardenberg schreibt 1798: «Hier kommt es darauf an, ob man die Natur, wie ein Künstler die Antike, betrachtet – denn ist die Natur etwas anders als eine lebende Antike? Natur und Natureinsicht entstehn zugleich, wie Antike und Antikenkenntnis; denn man irrt sehr, wenn man glaubt, daß es Antiken gibt. Erst jetzt fängt die Antike an zu entstehen. Sie wird unter den Augen und der Seele des Künstlers. Die Reste des Altertums sind nur die spezifischen Reize zur

Bildung der Antike. Nicht mit Händen wird die Antike gemacht. Der Geist bringt sie durch das Auge hervor – und der gehauene Stein ist nur der Körper, der erst durch sie Bedeutung erhält und zur Erscheinung derselben wird ... Keine moderne Nation hat den Kunstverstand in so hohem Grad gehabt als die Alten. Alles ist bei ihnen Kunstwerk – aber vielleicht dürfte man nicht zuviel sagen, wenn man annähme, daß sie es erst für uns sind oder werden können. Der klassischen Literatur geht es wie der Antike; sie ist uns eigentlich nicht gegeben – sie ist nicht vorhanden – sondern sie soll von uns erst hervorgebracht werden. Durch fleißiges und geistvolles Studium entsteht erst eine klassische Literatur für uns – die die Alten selbst nicht hatten»<sup>3</sup>.

Eichendorff entwickelt 1801 in seiner Novelle «Das Marmorbild» eine poetische Kulturgeschichte von den alten Meistern des Altertums über den Kreis der mittelalterlichen Sängern, den Renaissancegarten der Venus, das barocke Maskenfest und die jugendlichen Gedanken der Herder- und Winckelmann-Zeit bis zur Romantik. Das zauberische und verführerische Marmorbild der heidnischen Antike zerfällt in schlangenumzüngelte Ruinen, sobald das innige Lied des deutschen Volkstums ertönt und Christus angerufen wird.

Für Wilhelm von Humboldt dagegen ist «die Antike» eine «Eigentümlichkeit des menschlichen Daseins», die man bei der Lektüre der antiken Dichter im Original erlebt. Er tröstet seine Gattin am 19. Februar 1819: «Es muß dich nicht bekümmern, armes Herz, wenn Du auch alles Griechische vergessen hättest, was doch gewiß nicht der Fall ist. Es ist bei vielen Dingen wichtiger, daß man sie einmal gekannt hat, als daß man damit fortgeht. Der Eindruck bleibt doch, auch wenn die Sache verschwindet, und es ist immer ein dauernder Gewinn, wenn man eine Eigentümlichkeit des menschlichen Daseins, wie die Antike es ist, einmal voll und lebendig empfunden hat, was ohne eigenes Hören und Verstehen der individuellen Laute nicht möglich ist. Es gleicht einer Reise, die man in ein fernes Land gemacht hat und die man ja auch nicht immer zu wiederholen braucht»<sup>4</sup>. Auch dieser Übertragung von «Antike» auf die in der Literatur ausgeformte Idealität der Griechen liegt Winckelmanns Vorstellung von der Göttlichkeit, der organischen Einheit der Antike (= antikes Kunstwerk) mit dem geographischen und geistigen Klima Griechenlands zugrunde. Man vergleiche nur das Reisesymbol im zitierten Humboldt-Brief und in Winckelmanns berühmtem Satz «Diese Quellen suchen heißt nach Athen reisen».

Vermutlich ganz unabhängig von diesem Bedeutungswandel hat der Kunsthistoriker Anton Springer in seinem Aufsatz «Das Nachleben der Antike im Mittelalter» 1862 den terminologischen Übergang von der äußern Form zum innern Gehalt der Antike vollzogen<sup>5</sup>. Er spricht zunächst vom Haß der Männer des

<sup>3</sup> Frg. 924 Wasmuth; bei Kluckhohn unter *Vorarbeiten zur neuen Fragmentensammlung* (1798) Nr. 442 (freundliche Mitteilung von Beda Allemann).

<sup>4</sup> Zitiert nach Peter Bruno Stadler, *Wilhelm von Humboldts Bild der Antike* (Zürich und Stuttgart 1959) 191.

<sup>5</sup> Die Grenzboten 1 (1862) 489–499.



Mittelalters «gegen die Antike, gegen die Kunst überhaupt», gibt ein Beispiel für «solche Eiferer wie der Abt von St. Alban, der eherne Statuen als Teufelswerke zerschlagen». Dann aber stellt er fest: «Die Antike hat niemals aufgehört, einen nachhaltigen Einfluß auf die künstlerische Phantasie zu üben», wobei «Antike» die konkrete Kunst- oder Ornamentform ist, welche bis nach Sachsen hinein im 10. und 11. Jahrhundert nachgebildet wird (S. 489f.). Aber bereits bei dieser «bewußten und absichtlichen Nachahmung der Antike» wird ihr innerer Gehalt in den Vordergrund gerückt, der Verfasser bemerkt, «wie die Antike einen förmlichen unabwendbaren Zauber übt und die Phantasie der Anwohner jahrhundertlang vollständig gefangen nimmt». So wird gegen das Ende des Aufsatzes der Begriff identisch mit dem ästhetischen Ideal, das in der einzelnen Antike zum Ausdruck kommt: «Wir sehen die Antike als ein in sich abgeschlossenes, unerreichbares Ideal an, das den reinen Gegensatz gegen die getrübe und in sich gebrochene wirkliche Welt bildet» (S. 497).

Springer hat diesen Aufsatz in seinem Sammelband «Bilder aus der neueren Kunstgeschichte», Bonn 1867, in stark erweiterter Form wieder veröffentlicht. Der Band trägt in der Zentralbibliothek Zürich den Besitzervermerk J.R. Rahn, Zürich, Juli 1867. Am 3. Mai 1871 hat Rahn im Rathaussaal in Zürich einen Vortrag über «Das Erbe der Antike» gehalten<sup>6</sup>, in welchem nun gerade die neue Art der Kunstgeschichte charakterisiert wird, die sich nicht begnüge, «die Monumente nach Form und Alter zu schildern und zu classificieren, sondern auch die Strömungen erforschen will, deren Ausdruck sie sind, die Bedürfnisse kennen, welche den einzelnen Schöpfungen zu Grunde liegen, die Vorgänge endlich und die Ereignisse festhalten, welche fördernd oder hemmend die künstlerische Productivität betrafen» (S. 6). «Antike» wird von Rahn durchaus im Springerschen Sinne eines ästhetischen Ideals gebraucht, aber unter dem Einfluß von Jacob Burckhardt in enger Verbindung mit dem tragenden Grunde dieses Ideals, der «Kultur» im bildenden Sinn. «So ist die Antike eine ewig sich verjüngende Cultur, die immer wieder die Welt mit ihren Anregungen erfüllt. Das alte Rom geht unter, aber erst nachdem es dem Occidente zum künstlerischen Vorbild geworden ist.» Hier scheint nun auch der Schritt zum Epochenbegriff nahe zu liegen oder vielleicht schon vollzogen zu sein. Aber wenn wir das methodisch wohl einzig mögliche Prinzip anwenden, den Gebrauch nicht von unserer modernen Sicht, sondern von der ursprünglichen Bedeutung her zu interpretieren, so ergibt sich, daß «Antike» hier nicht die Epoche des Altertums bezeichnet, sondern das in ihr wirksame künstlerische und kulturelle Ideal, ebenso wie auch «Gotik» für Rahn das Wesen der «gotischen Epoche», nicht aber die Epoche selbst ausdrückt. Im Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Mythos vom Zauberer Vergil schreibt Rahn: «Man sieht, die Antike lebte fort, und wenn auch nur als ein freundlicher Dämon, auf dessen Rath und Hülfe man immer wieder zurückgriff. Erst die Gothik hat sich in streng

<sup>6</sup> Öffentliche Vorträge, gehalten in der Schweiz, 2. Bd. (Basel 1872) 1–32.

nationaler Haltung diesem Einfluß der alten Welt zu entziehen gesucht, und doch bleibt auch ihr ein Erbe; die Antike hat es vorbereitet, dem Mittelalter gebührt die Ehre, dasselbe zur reifsten Vollendung geführt zu haben» (S. 10). Gerade hier scheinen bei oberflächlicher und von unserer Sicht ausgehender Interpretation «Antike» und «Mittelalter» gleichbedeutende Begriffe zu sein, doch sind bei genauerem Zusehen die eigentlichen Parallelbegriffe «Gotik» als nationale Haltung einerseits, «Antike» als geistige Bewegung und Nachwirkung des Altertums anderseits, welche miteinander in der Epoche «Mittelalter» ringen.

Diese Unterscheidung zwischen der geistigen Bewegung und der durch sie charakterisierten Epoche mag zu subtil erscheinen. Und doch läßt sie sich auch bei allen andern Epochenbegriffen beobachten, welche nicht durch äußere, sondern durch innere Merkmale charakterisiert sind. Um andere von der Kunstgeschichte her stammende Begriffe wie «Gotik» und «Barock» beiseite zu lassen, welche erst in allerneuester Zeit eindeutige Epochenbegriffe geworden sind, so läßt sich auch bei dem uns näher liegenden Begriff «Humanismus» feststellen, daß dieser zunächst einzig die in diesem Begriff enthaltene geistige Haltung und deren Wirkung ausdrückt. Erst infolge einer Fehlinterpretation des Titels in Georg Voigt: «Die Wiederbelebung des Klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus» ist 1859 nach dem Vorbild des Epochenbegriffs «Renaissance» (in Burckhardts «Kultur der Renaissance», 1860) der Epochenbegriff «Humanismus» entstanden<sup>7</sup>.

Diese Fehlinterpretation wurde infolge zweier Umstände wirksam. Erstens war in Voigts Werk der Übergang von der normativen zur historischen Blickrichtung vollzogen. Nicht die im «Humanismus» enthaltene Idee und deren Wirkung steht im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses, sondern die Zeit, in welcher diese Idee Gestalt gefunden hat. Dementsprechend wird das «erste Jahrhundert des Humanismus» in all seinen Erscheinungen derart gründlich untersucht und dargestellt, daß dieses Buch noch heute die maßgebliche Darstellung des italienischen Humanismus ist. Obwohl Voigt den Humanismus als geistige Bewegung versteht und der Untertitel so viel bedeutet wie «das erste Jahrhundert, in welchem die humanistische Bewegung zur Herrschaft gelangte», war damit der Humanismus historisch bestimmt und konnte in der Folge als geschichtliche Epoche verstanden werden. Zweitens handelte es sich bei Voigts Werk um eine maßgebliche, also in Fachkreisen so wirksame Publikation, daß der mißverstandene Begriff rasch Verbreitung finden konnte.

Wie verhält es sich nun mit «Antike»? In den angeführten Stellen ist «Antike» zwar das in der Zeit des Altertums herrschende «Ideal», sein «freundlicher Dämon», seine «ewig sich verjüngende Cultur», doch geht das Interesse bei all diesen Darstellungen nicht auf die Zeit des Altertums, sondern auf dessen Ideal und Cultur (zu verstehen als 'Gebilde'), «Vorbild», «Eigentümlichkeit des menschlichen Da-

<sup>7</sup> Vgl. meinen *Cicero und der Humanismus* (Zürich 1946) 4.

seins», d. h. auf die normative Wirkung, die von der Kunst, der Literatur, der Kultur, kurz der Geisteswelt des Altertums herrührt. Als historisch bestimmter Zeitabschnitt wird «Antike» hier noch nicht verstanden. Dies gilt auch für die von Müri angeführten Beispiele. Wenn Jacob Burckhardt von der «reflektierten Benützung einzelner Elemente der Antike» spricht und sagt, «die Renaissance habe erst in dem Momente die Antike erkannt, als sie aufhörte, 'Renaissance' zu sein und der Barock an die Tür klopfte», so ist damit «Antike» als geistige Bewegung, als künstlerische Kultur des Altertums verstanden, und das gleiche trifft auf die Verwendung bei den Kunsthistorikern Justi und Lübke (Müri S. 40) wie für den literarhistorischen Gebrauch bei York von Wartenburg, Scherer und C. F. Meyer (Müri S. 41) zu. «Antike» bedeutet hier antiken Stil, antiken Stoff, insofern diese eine vorbildliche Bedeutung für moderne Dichter hatten. So bezeichnet Scherer, wie Müri zitiert, «Antike» als konkurrierende Macht zur Bibel und meint damit die heidnisch wirkende Literatur des Altertums, ähnlich wie Rahn die «Antike» als heidnische Kunstform zu «Gotik» in Gegensatz stellt. Aber wenn Scherer kurz darauf (S. 296) zusammenfassend von der Periode spricht, braucht er das Wort «Alterthum»: «Die litterarische Renaissance bedeutet für die weitem Kreise des Volkes nicht viel mehr als Freude an einigen Gesinnungen und Thaten des Alterthums.» Würde hier «Antike» stehen, so wäre sie als Epochenbegriff belegt. Doch wird «Antike» nur da gebraucht, wo der normative Vorbildcharakter antiker Kunstwerke, sowohl der bildenden Kunst wie der Literatur, gegeben ist.

Dies gilt selbst von Müris zitierter, den Epochenbegriff scheinbar eindeutig belegenden Definition in Meyer's Konversationslexikon 1874: «Die ganze römische und griechische Welt faßt man unter dem Namen der Antike zusammen.» 'Welt' ist jedoch, wie das nachfolgende Zitat, «die Renaissance der Antike», zeigt, nicht als Epochenbezeichnung, sondern im gleichen Sinn verstanden wie Rahns «Cultur», d. h. als Geisteswelt, welche als normatives Vorbild bis in die Gegenwart wirkt. So ist es nicht verwunderlich, wenn dieser Gebrauch, wie Müri feststellt, «in den nächsten Jahrzehnten nur sporadisch» ist und «erst etwa von 1910 an häufiger» wird. Obwohl auch meine Untersuchung «nicht auf einer statistischen Erfassung von Streuung und Häufigkeit» beruht (Müri S. 8), kann es kein Zufall sein, wenn die «Bibliographie der Zeitschriftenliteratur» für den Zeitraum von 1861 bis 1904 gleich viel, d. h. neun Aufsätze mit dem Stichwort «Antike» im Titel verzeichnet wie dann für die Jahre 1905 bis 1908; und während die Aufsätze der ersten vierzig Jahre nur das Künstlerische berühren<sup>8</sup>, erscheint nach dem Jahr 1905 «Antike» als reiner Epochenbegriff.

<sup>8</sup> Der erste stammt vom Heidelberger Archäologen K. B. Stark, *Wanderungen und Wandlungen der Antike*, Preuß. Jahrbücher 26 (1871), der zweite vom Wiener Kunsthistoriker Otto Benndorf, *Über die jüngsten geschichtlichen Wirkungen der Antike*, S.B. Wien. Akad. 1858, wo der Satz «Noch immer summiert sich uns eine beständig wachsende Auslese des Besten dieser Schätze zu einem Inbegriffe von Antike» (Sonderdruck S. 5) die ästhetische Bedeutung belegt. 1897 schreibt L. Friedländer unter dem an Springer anknüpfenden Titel *Das Nachleben der Antike im Mittelalter* einen Aufsatz (Deutsche Rundschau 92 [1897] 210ff. und 370ff.; auch in *Erinnerungen, Reden und Studien* I [Straßburg 1905] 272–391),



5. *Antike: Gegenstand der Altertumswissenschaft. Die historische Welt des Altertums in ihrer geschichtlichen Wirkung auf die Neuzeit.* 1905 erschien im Verlag des 'Philologus' eine Schrift von Thaddäus Zielinski, «Die Antike und wir», übersetzt von E. Schoeler. Es handelt sich um Vorlesungen, die 1903 vor Abiturienten höherer Schulen in St. Petersburg gehalten wurden und im gleichen Jahr in russischer Sprache im Buchhandel erschienen. Zielinski erklärt zu Beginn, er wolle die Bedeutung des Wissensgebietes darlegen, dessen Vertreter er an der dortigen Universität sei und das er der Kürze wegen einfach «die Antike» nennen werde. Die Antike habe eine dreifache Bedeutung: sie bilde erstens den Gegenstand der Wissenschaft, die meistens, wenn auch nicht ganz richtig, klassische Philologie genannt werde; zweitens ein Element der geistigen und sittlichen Kultur der Gegenwart und drittens ein Lehrfach des Gymnasiums.

«Antike» bezeichnet hier also das Bildungs- und Wissenschaftssystem des Altertums, die Altertumswissenschaft («Ich will nur über die bildende Bedeutung meines Faches, d. h. der Antike sprechen» [S. 16]; «... in der Antike, d. h. im System der Altertumswissenschaften» [S. 27]); «Antike ist aber auch gleichbedeutend mit dem altsprachlichen Unterricht im Gymnasium und wird geradezu als Gegensatz zu Naturwissenschaften gebraucht» (S. 30). Doch faßt Zielinski die Antike im Sinne des Historismus als Totalität des antiken Lebens und nicht als ein bestimmtes klassisches Ideal auf. Der Verfasser spricht S. 11 ausdrücklich vom siegreich verlaufenden Kampf der historischen Richtung gegen den Humanismus neuhumanistischer Prägung und erwähnt das griechische Lesebuch Wilamowitz' als ein Werk, welches der «Notwendigkeit Rechnung» trägt, «eine solche Auswahl aus der alten Literatur zu treffen, die den Schulen die Antike als Wiege unserer Ideen vor Augen stellt». Die Antike als Ursprung, nicht mehr wie im Neuhumanismus als Vorbild und Ideal: dies ist der Tenor der ganzen Schrift, welche vor allem der Verteidigung der humanistischen Bildung und der klassischen Philologie in der modernen Gesellschaft dient. «Antike» als Gymnasialfach, als Altertumswissenschaft und als historische Welt des Altertums fallen zusammen. Die Antike selbst hat eine Geschichte, sie unterliegt, wie Zielinski es ausdrückt, dem Evolutionsprinzip; doch «bilden die Epochen der Antike zusammengenommen doch einen gemeinsamen, für unsere Zeit fast gleich weit entfernten Hintergrund; beim Studium desselben erhalten wir eine gemeinsame Ausgangsebene für alle Ideen, von denen wir jetzt noch leben». Zielinski hebt scharf gegen den früheren Begriff der «Antike als Norm für die Gegenwart» die Antike als «eine belebende Kraft der heutigen Kultur» ab. Sie ist «nicht Norm, sondern Same» (S. 82). Ihre Bedeutung ist somit eine rein historische: sie ist «das geistige Vaterland Europas».

---

der ebenfalls den Begriff «Antike» in der Bedeutung des ästhetischen Ideals verwendet. Und auch die vier übrigen, mir nicht zugänglichen Aufsätze (W. Lübke, *Antike in der Renaissance*, Beilage zur Allg. Zeitung München 1883, 2843; E. Heilborn, *Vom Kampf um die Antike*, Nation 1900, Nr. 11; Kurt Breysig, *Letzte Wiedergeburt der Antike*, Neue deutsche Rundschau 1902, 561–581; F. Friedrich, *Renaissance und Antike*, Beilage z. Allg. Zeitung München 1903, Nr. 61) scheinen alle das Künstlerische zu berühren.



«Das, was die Völker Europas einheitlich verbindet, das ist ihre gemeinsame Abstammung von der Antike» (S. 67). Dieses «geistige Vaterland Europas» wird nun im umfassendsten Sinne der Altertumswissenschaften von der Sprachwissenschaft, der Jurisprudenz, Mythologie, Soziologie über die Althistorie, Archäologie bis zur eigentlichen Philologie umrissen als eine Welt, welche «alle Wissenschaften auf dem Boden der Erscheinungen» verbindet, «ebenso wie die Philosophie sie auf dem Boden der Prinzipien verbindet». Oberste Aufgabe der klassischen Philologie in diesem umfassenden Sinne ist es, «zwischen unserer Gesellschaft und der Antike zu vermitteln» (S. 109f.).

In keiner dieser Verwendungen (und zahlreichen andern, wie z. B. der Frage, ob die Antike reaktionär sei) ist «Antike» als Epochenbegriff verstanden. Doch vereinigt die Schrift, ähnlich wie Voigts Werk, zwei Eigenschaften, welche eine mißbräuchliche Verwendung des Begriffs verständlich machen: erstens wird hier die geschichtliche Welt der Antike in den Vordergrund gerückt und die Gesamtheit aller positiven Erscheinungen dieser Welt mit dem Begriff «Antike» belegt. Durch diesen Übergang von der normativen zur historischen Bedeutung der Antike als Geisteswelt wird der Begriff selber historisch gefärbt. «Der Fortschritt ist die Losung der Kultur, welche in der Antike wurzelt; in ihm gipfelt jenes ganze Ideenspiel, das uns die Antike vermacht oder auf das sie uns während der andertausendjährigen Symbiose mit ihr gebracht hat. Ihm dient auch die Schule, deren Grundlage die Antike bildet, nicht nur direkt, als eine Pflanzstätte fortschrittlicher Ideen, sondern auch indirekt als Werkzeug der soziologischen Selektion. Lange, sehr lange war nur der Westen der Träger fortschrittlicher Ideen – jener Westen, der auch allein die Antike aufnahm als Haupttriebkraft seiner Kultur» (S. 123). Dieser Satz versteht «Antike» ebensowenig wie die früher genannten Beispiele als Epoche, sondern als «Haupttriebkraft», als «Same» unserer Kultur, doch macht ebenso die Anhäufung wie die den biologischen Bildern entsprechende Unschärfe des Begriffs «Antike» in diesem Satz die Gefahr einer mißverständlichen Interpretation deutlich, und dasselbe gilt von Ausdrücken wie «die Märchenwelt der Antike, dieses Rauschen der immergrünen Eichen der griechischen Sage» (S. 69), von Genetivattributen wie «die Geister der Antike», «die Literatur der Antike», «die Propheten der Antike und dabei der allerantiken, vorsokratischen Antike» (S. 87), «Schätze der Antike», vom adverbialen Gebrauch «in der Antike», «aus der Antike» und vom Subjektsgebrauch «die Antike hat alle literarischen Typen, von denen unsere Literatur lebt, geschaffen ... und zwar in einem organischen Entwicklungsprozeß» (S. 71).

Der zweite Aspekt, den Zielinski mit Voigt teilt, betrifft die Popularität seiner Schrift gerade in den Kreisen, welche nachher dem Epochenbegriff «Antike» zum Durchbruch verhelfen, nämlich im Kreise der Gymnasialpädagogen.

6. *Antike: Klassisches Altertum, Altertum.* Bereits 1905 erschienen Aufsätze, in denen ersichtlich wird, daß Zielinskis «Antike» als Epochenbegriff mißverstanden wurde. Eduard Stemplinger braucht in seiner Abhandlung «M. Opitz und die



Antike»<sup>9</sup> «Antike» zunächst parallel zur «nationalen Sprache der Dichtung» (S. 177), dann aber als Synonym zu «Altertum», wie sich im Satz «Sie (sc. die Renaissancezeit) eignete sich auch hierin das Urteil der klassischen Antike an» (S. 179) am deutlichsten zeigt. Zwar hatte schon Aloys Riegl (Müri S. 42) «klassische Antike» neben «italienischer Renaissance» gebraucht, doch sind dies, wie er ausdrücklich sagt, «Stile» (S. 1), nicht Epochenbegriffe. Stemplinger dagegen setzt der Renaissancezeit die klassische Antike entgegen<sup>10</sup>, faßt diese also auch als eine Zeit auf. Im gleichen Jahr erscheint von Stemplinger in derselben Zeitschrift eine bibliographische Studie «Schillers Verhältnis zur Antike», wobei der Titel nur als Variation zu Titeln besprochener Aufsätze wie «Über Schillers Beziehung zum Altertum», «Über Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum» gebraucht wird<sup>11</sup>. 1910 verwendet Otto Immisch in einem Vortrag «Das Erbe der Alten, sein Wesen und seine Wirkung in der Gegenwart»<sup>12</sup> «Antike» zunächst im Zusammenhang mit antiker Kunst (S. 14), zitiert dann aber Stemplingers im gleichen Jahr erschienenen Aufsatz «Die Befruchtung der Weltliteratur durch die Antike»<sup>13</sup> (das Bild erinnert an Zielinskis Bestimmung der Antike als Same) und spricht selbst eine Seite später (S. 37) von der dynamischen Wirkung der Antike. Im gleichen Jahr erscheint dann, begründet von Zielinski, Crusius und Immisch, die Sammlung «Das Erbe der Alten. Schriften über Wesen und Wirkung der Antike», welche den neuen Epochenbegriff weiter propagiert<sup>14</sup>.

So scheint der Epochenbegriff «Antike» sich ebenso aus einer Mißdeutung von Zielinskis Gebrauch gebildet zu haben wie der Epochenbegriff «Humanismus» aus der Mißdeutung von Voigts Verwendung<sup>15</sup>. Bei Zielinski mag der Umstand, daß es

<sup>9</sup> Blätter für das Gymnasialschulwesen 41 (1905) 177–190.

<sup>10</sup> Die von Müri zitierte Verbindung «römische Antike» (Wölfflin 1893) versteht die Antike offensichtlich als Kunstwerk. Hingegen sind die von Müri ebenfalls zitierten Verbindungen «Spätantike» (Misch 1907), «griechisch-römische Antike» (Billeter 1911), «christliche Antike» (Troeltsch 1915) eindeutig als Epochenbegriffe zu verstehen.

<sup>11</sup> In seinen *Studien zum Fortleben Homers* (Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 1906, 1ff.) spricht Stemplinger im Zusammenhang mit Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung von den «Wechselbeziehungen zwischen Antike und Moderne» (S. 1). Auch in andern Aufsätzen braucht er den neuen Epochenbegriff mit Vorliebe: *J.-B. Rousseaus Verhältnis zur Antike* (Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 1906, 235–245); *Mörikes Verhältnis zur Antike* (Neues Jahrbuch für das klassische Altertum 1907, 659–668). Noch 1936 trägt die Schrift, welche im Lichte «der großen Kulturrede des Führers auf dem Parteitag 1933» zeigen soll, «wie die Antike in Wirklichkeit war», den Titel *Die unbekannte Antike*.

<sup>12</sup> Erschienen Berlin 1911.

<sup>13</sup> Germanisch-romanische Zeitschrift 1910, 501 ff.

<sup>14</sup> Freilich hat das Wort auch in seiner neuen Verwendung zunächst den alten Gehalt des Normativen oder mindestens historisch Wirkungsvollen beibehalten. Noch Werner Jaegers Zeitschrift «Die Antike» verleugnet mindestens in den ersten Jahrgängen nie den Unterschied in der Nuance zwischen Antike und Altertum.

<sup>15</sup> Zielinskis Schrift ist 1906/07 in der DLZ (durch Julius Ziehen), den beiden philologischen Wochenschriften und den zehn wichtigsten gymnasialpädagogischen Zeitschriften eingehend besprochen und «als das Beste, was über den Bildungs- und Kulturwert der Antike bis jetzt beschrieben worden ist» (Ziehen) empfohlen worden. Dabei haben Otto Weisensfels in der Wochenschrift für Klassische Philologie vom 27. Juni 1906, 706–708, und Julius Ziehen in der Berliner Philologischen Wochenschrift vom 8. Sept. 1906, 1143, Antike und Altertum gleichgesetzt. Auch die andern Aufsätze dieser Jahre mit dem Titel



sich um eine Übersetzung aus dem Russischen handelt und damit der deutsche Begriff «Antike» in der Wiedergabe der entsprechenden russischen Vorstellungen eine größere Unschärfe erhält, als dies bei einem Originalwerk wohl der Fall gewesen wäre, zur Mißdeutung beigetragen haben<sup>16</sup>. Darüber hinaus liegt freilich das Mißverständnis im Wesen der geistesgeschichtlichen, zunächst normativen, dann historischen Betrachtungsweise begründet, und die allgemeinen Ursachen, welche Müri für die Entstehung des Epochenbegriffs «Antike» aufführt, sind durchaus zutreffend. Es laufen im Epochenbegriff «Antike» zwei wissenschaftsgeschichtliche Strömungen zusammen, einmal die Ablösung des geistesgeschichtlichen Epochenbegriffs aus dem Stilbegriff, wie sie auch bei ähnlichen Epochenbegriffen wie «Renaissance», «Gotik», «Barock» zu beobachten ist, und zweitens die Entwicklung der Altertumswissenschaften in der doppelten Dimension der Vertiefung und schließlich Aushöhlung des Glaubens an die Vorbildlichkeit der Antike einerseits, der Ausweitung der Altertumswissenschaften auf die ganze alte Welt und damit der Relativierung der Antike andererseits. Es gibt jedoch im Geistigen keine bloße Evolution; es bedarf immer eines ganz bestimmten, durch geschichtlich wirksame Werke erzeugten Anstoßes, um eine Entwicklung in konkrete Gestalt zu bringen. In diesem Sinne kann Zielinskis Werk als Wendepunkt der Geschichte des Epochenbegriffs «Antike» bezeichnet werden.

---

«Antike» belegen den neuen Gebrauch: E. Peroutka, *Die Antike* (Czechische Revue 1906, 393–400); F. Krejci, *Gedanken über die Antike* (Czechische Revue 1907, 507–519); O. Neurath, *Die Anschauung der Antike über Handel, Gewerbe und Landwirtschaft* (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 1907, 145–205); K. Hartmann, *Vergessenes Gut der Antike* (Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1907, 353–358); A. von Gleichen-Russwurm, *Die Antike in der modernen Welt* (Der Kunstwart, März 1908, 269–279); L. Gurlitt, *Die Antike und wir* (Der Morgen 1908, Nr. 35).

<sup>16</sup> Zielinskis Vorträge sind zuerst in der Zeitschrift des russischen Kultusministeriums (Zurnat Ministierstwa Narodnawo Proswieszczenija) St. Petersburg 1903, Cz. (Teil) 348, 3 S. 1–45; Cz. 349, 3 S. 17–47, 65–114, und im gleichen Jahr in Buchform, ebenfalls in St. Petersburg unter dem Titel *Driewnij mir i my* erschienen. In genauer Übersetzung lautet der Titel: *Die antike Welt und wir* (mir: Welt; driewni: alt, antik wird immer in bezug auf die griechisch-römische Epoche gebraucht) (freundliche Mitteilung von Kasimir Kumaniecki).